

7. Herkunftsgeschichten: Woher kommen wir?

Während sich Kapitel 6 mit den historischen Ursprüngen des Gebärdensprachdolmetschens befasste, begeben sich die weiteren Ausführungen auf die Spurensuche in die rezentere Vergangenheit. Die befragten ÖGS-Dolmetscher*innen begannen zu unterschiedlichen Zeitpunkten ihres Lebens in einem Zeitraum zwischen Anfang der 1960er und Anfang der 1990er Jahre in unterschiedlichen Zusammenhängen zu dolmetschen. Das folgende Kapitel geht der Frage nach, welche Herkunftsgeschichten es den Befragten ermöglichten, die Tätigkeit des Dolmetschens aufzunehmen und diese im Laufe der Zeit zu habitualisieren.

7.1 Herkunftswelten und multiple Zugehörigkeiten

Die Geschichten, die von den Akteur*innen erinnert werden, wenn sie nach ihren ersten Eindrücken und Erlebnissen in Zusammenhang mit dem Dolmetschen befragt wurden, verzahnen sich in vielfältiger Weise mit den historischen Wurzeln des Gebärdensprachdolmetschens. Die Befragten können aus einem ausreichenden zeitlichen Abstand Fäden spannen, die es ermöglichen, über die individuelle, subjektive Geschichte hinaus zurückzublicken bzw. diese in einem längeren Zeitraum zu verorten. Das Wahrnehmen des Selbst als Gebärdensprachdolmetscher*in erfolgt nicht nur exklusiv, sondern als Ausschnitt, der raum-zeitlich mit der Vergangenheit jenseits der eigenen Geschichte verkettet ist. Wie sich zeigen wird, bilden die historischen Ursprünge mit den Säulen der habitualisierten sowie der heteronom und autonom organisierten Translation den vielgestaltigen Boden, der sowohl Wiedererkennen als auch Abgrenzungsbedürfnis auszulösen vermochte. Sie spielen, um mit Brubaker und Cooper (2000) zu sprechen, im Laufe der Prozesse der Verberuflichung einerseits eine tragende Rolle als Identifikationsfolie zur Ausbildung von Gemeinsamkeit, Verbundenheit und Zusammengehörigkeitsgefühl. Auf der anderen Seite dienen sie als Folie zur Kontrastierung mit Gegenstücken, mit dem Ziel, sich von Vergangenen abzugrenzen und ein eigenes Profil zu entwickeln (vgl. Gieryn 1983).

Auf die Frage nach den sozialen Welten, denen die ÖGS-Dolmetscher*innen entstammen, erläutert eine*r der Befragten:

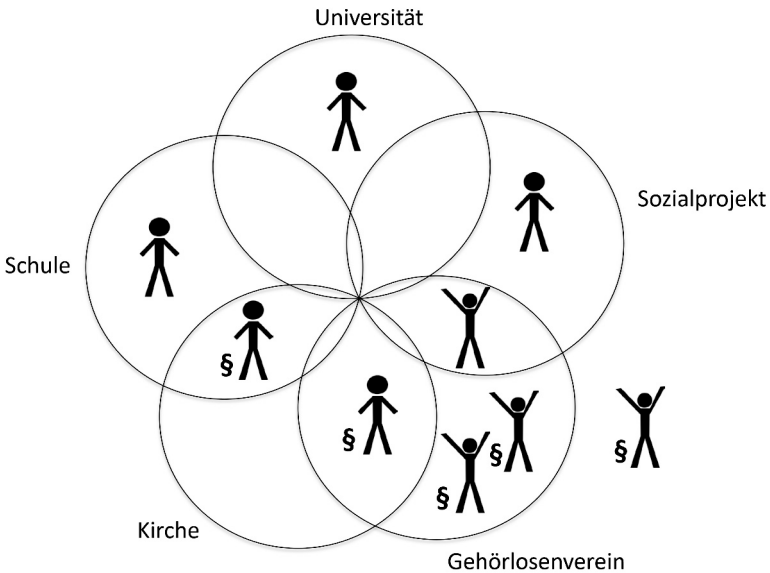
Sozialbereich, Schule, Codas. Und welche, die in irgendwelchen Hilfs-, also Behindertenvereinen gearbeitet haben. Lehrer. Das sind so die Urgesteine. Die sind aus dem Bereich gekommen. Arbeitsassistentinnen, also Leute, die irgendwie mit Gehörlosen zu tun hatten.

Dass vor den ersten Ausbildungsprogrammen in den 1960er Jahren Kinder gehörloser Eltern, Priester und Seelsorger*innen, Gehörlosenlehrer*innen und Fürsorger*innen bzw. Sozialarbeiter*innen Dolmetschdienste leisteten, ist hinlänglich bekannt (vgl. etwa Napier/Goswell 2013: 2; Bontempo 2015: 116). Weniger weiß man über die individuellen und kollektiven Berufsfindungsprozesse der jüngeren Geschichte, da kaum empirische Daten ausgewertet wurden. Es ist zu vermuten, dass das Interesse der Forscher*innen zunächst darin lag, sich mit der als notwendig erachteten Professionalisierung sowie Fragen der Ausbildung zu befassen. Einen Überblick über die Entwicklung des Berufs bzw. den Wandel des Selbstbildes von Gebärdensprachdolmetscher*innen in den USA durch Institutionalisierungsmaßnahmen bietet Cokely (2005).

Um die Entwicklung in Österreich zu rekonstruieren, wurden, wie in Kapitel 5.2.2 dargestellt, zehn intensive Interviews mit acht der rund 20 ÖGS-Dolmetscher*innen¹ geführt, die den Verband mitgegründet haben, zudem wurde eine Person interviewt, die in der ersten Phase der Verberuflichung eine aktive Rolle innehatte, allerdings nie dem Verband beitrug. In jeder individuellen Geschichte zeigt sich, dass die Sphären der habitualisierten und der heteronom und autonom organisierten Translation häufig überlappen und je eigene Lebens- und Berufsgeschichten ermöglichten. Trotz dieser individuellen Unterschiede finden sich Gemeinsamkeiten, aus denen sich ein Bild jener ersten Kohorte der österreichischen Gebärdensprachdolmetscher*innen rekonstruieren lässt, die sich am Professionalisierungsprojekt beteiligte. Eine Darstellung der individuellen familiären und beruflichen Ursprünge wäre an dieser Stelle zwar erhellend, kann jedoch aus Gründen der Wahrung der Anonymität nicht erfolgen. Alternativ wurde darauf zurückgegriffen, eine Landkarte der sozialen Herkunftswelten in einem Schnappschuss grafisch darzustellen. Die Grafik (Abb. 3) stellt den Ausgangspunkt jedes einzelnen Subjekts in Bezug auf Berufstätigkeit, gehörloses familiäres Umfeld und gerichtliche Beerdigung dar.

1 Zwei Personen wurde zweimal befragt, sechs Gründungsmitglieder hatten zur Zeit der Befragung bereits andere Berufswege eingeschlagen.

Abb. 3 Herkunftswelten



Wie aus Abb. 3 ersichtlich ist, sind – bis auf das Gericht – alle in Kapitel 6 besprochenen Sphären der habitualisierten und organisierten Translationstätigkeit als Kreise dargestellt. Ergänzt werden sie durch zwei soziale Welten, die in der Geschichte noch keine maßgebliche Rolle gespielt haben, nämlich *Sozialprojekt* und *Universität*. Unter Sozialprojekt werden von Hörenden geführte Vereine subsumiert, die Maßnahmen zur Verbesserung die Lebens- und Arbeitssituation Gehörloser anbieten, wie Beratung, soziale und berufliche Eingliederung, Aus- und Weiterbildung oder psychotherapeutische Versorgung. Eine weitere, Anfang der 1990er Jahre in Österreich hinzugekommene soziale Welt ist jene der Universität. Zu dieser Zeit begannen die Universitäten Graz und Klagenfurt Kontakte mit Gehörlosenorganisationen zu knüpfen, erste Gebärdensprachkurse anzubieten, Forschungs- und Bildungsprojekte zu planen und eine langfristige Kooperation einzugehen. Ein*e Coda konnte keiner der in der Grafik dargestellten sozialen Welten zugeordnet werden, da er bzw. sie beruflich nicht mit Gehörlosen befasst war und die soziale Welt der gehörlosen Familie aus grafischen Gründen nicht als eigener Kreis dargestellt werden konnte. Zu Differenzierungszwecken werden jene Befragten, die in einer gehörlosen Familie sozialisiert wurden, mit erhobenen Armen dargestellt. Die Sphäre der heteronom organisierten Dolmetschtätigkeit bei Gericht wurde ebenso nicht als gesonderter Kreis dargestellt, da sie, wie in

Kapitel 6.3.1 gezeigt werden konnte, keine Dolmetscher*innen hervorbringt, sondern diese aus anderen sozialen Welten rekrutiert. Der Paragraf zu Füßen einiger Dolmetscher*innen kennzeichnet jene Personen, die bereits vor Einsetzen erster Professionalisierungstendenzen als Gerichtsdolmetscher*innen vereidigt worden sind.

Einige Personen wurden in mehreren Welten sozialisiert, wodurch sie multiple Zugehörigkeiten ausbildeten. So finden sich etwa die Kombinationen Gehörlosenverein und Kirche, Kirche und Schule oder Sozialprojekt und Gehörlosenverein. Pfaff-Czarnecka (2011: 201) definiert »belonging« als »emotionally charged social location« und geht im Kontext der Migrationsforschung davon aus, dass Menschen im Laufe ihres Lebens unter ungewissen Bedingungen zwischen verschiedenen sozialen Welten navigieren, dadurch »multiple belongings« ausprägen und neben kollektiven auch individuelle Formen von Orientierung, Wissen, Verhalten und Handeln entwickeln, die sich auf ihre Grenzziehungsarbeit auswirken (siehe dazu Kapitel 4.1.1). Dies ist insofern auch im Zusammenhang mit dem Lebensweg und den Berufsfindungsprozessen der ÖGS-Dolmetscher*innen von Belang, als trotz der zentralen Herkunftswelten nicht von homogenen kollektiven Einbindungen ausgegangen werden kann.

Wie infolge der Erkenntnisse aus Kapitel 6.3.2 nicht anders erwartet, sind in der sozialen Welt des Gehörlosenvereines, der die autonom organisierte Translations-tätigkeit abdeckt, vor allem Codas vertreten. Was die Beerdigungen betrifft, findet sich eine Vertreterin bzw. ein Vertreter der Gehörlosenschule, die meisten stammen jedoch aus der Welt der Gehörlosenvereine und/oder gehörloser Familien. Die Vormachtstellung der Schule als typische Rekrutierungssphäre endete, wie gezeigt werden konnte, Anfang der 1920er Jahre (siehe Tabelle 1 in Kapitel 6.3.1.3). In nachfolgendem Kapitel sollen die familiäre wie die berufliche Sozialisation der Befragten und in diesem Zusammenhang erste Erfahrungen mit Grenzziehungsprozessen in den Ursprungssphären rekonstruiert werden.

7.2 Gehörlosengemeinschaft und Gebärdensprache: Schwellenwelt vs. neue soziale Welt

Die zwei zentralen Voraussetzungen, um sich ggf. in der Funktion eines Dolmetschers bzw. einer Dolmetscherin wiederfinden zu können, sind der Kontakt zur Gehörlosengemeinschaft und der Erwerb einer Gebärdensprache. Im Falle von Kindern gehörloser Eltern, Codas oder »heritage signers«, verlaufen Kontakt und Spracherwerb in einem Spannungsfeld von zunächst primärer und dann sekundärer Sozialisation. Sie haben im Familienverband bereits eine plausible Welt konstruiert, die mit Eintritt in Kindergarten oder Schule auf andere Muster des Denkens und Handelns trifft. Erwachsene Hörende hingegen betreten im Zuge ih-

res Kontakts mit Gehörlosen eine neue soziale Welt, die für sie zuvor nicht existiert hat und in der sie sich erst zurechtfinden müssen.

7.2.1 Die Schwellenwelt als Bürde und Bereicherung

Studien über die Lebenssituation und über Identitätsbildungsprozesse von Menschen, deren Eltern gehörlos sind, sind bis in die 2000er Jahre rar. Als Informationsquellen liegen vor allem persönlichen Reflexionen (etwa Mudgett-DeCaro 1996) und Autobiografien ohne jeglichen wissenschaftlichen Anspruch vor, wie etwa Lou Ann Walker (1989) oder Ruth Sidransky (1993). Die ersten wissenschaftlichen Untersuchungen aus den 1970er und 1980er Jahren stammen aus dem Bereich der Sprachwissenschaft und befassten sich mit der meist als problematisch erachteten Sprachentwicklung hörender Kinder in einem gehörlosen Familienumfeld (vgl. Bishop 2008: xxiii). In den 2000er Jahren weitete sich die linguistische Forschung insofern aus, als die Besonderheiten des bilingualen, bimodalen Spracherwerbs und der bilingualen, bimodalen Sprachverwendung von Kindern ebenso wie Erwachsenen wertfrei in den Fokus rückten (vgl. etwa Bishop/Hicks 2008; für einen Überblick vgl. Napier 2021). Im Folgenden werden, nach einem Einblick in die Forschung zur Identitätsbildung von Coda als liminale Wesen an der Schwelle zwischen der Welt der Gehörlosen und der Welt der Hörenden, die Erinnerungen der Befragten an ihr gehörloses familiäres Umfeld in den Blick genommen.

7.2.1.1 Die Konstruktion einer Coda-Welt und die Rolle der Forschung

Neben der Bezeichnung Coda, die in dieser Arbeit verwendet wird, da sie sich in Österreich durchgesetzt hat, findet man das Akronym HMFDF, eine in Großbritannien geprägte Bezeichnung, die für »hearing, mother father deaf« steht (Napier 2008: 232), sowie »hearing children in deaf-parented families«, woraus sich die Bezeichnung »deaf-parented interpreter« ableiten lässt, die vor allem in der Praxis Verwendung findet. Eine jüngere Bezeichnung, die für hörende und gehörlose Coda verwendet wird, ist »heritage signer« (Compton 2014; Napier 2021), in Anlehnung an »heritage speaker«, das zunächst für Kinder von Migrant*innen verwendet wurde.

Die erste substanzielle, umfassende empirische Studie über erwachsene Coda stammt vom US-amerikanischen Kulturanthropologen Paul Preston, der selbst Sohn gehörloser Eltern ist (Preston 1995a, 1995b). Auf der Basis von 150 Interviews widmete er sich der Frage der kulturellen Identifizierungen dieser Menschen, die er gleichermaßen als Insider wie Outsider verortet sieht. So lautet auch einer der ersten Sätze in Aaron Shields (2005: 87) Studie: »Coda identity is complicated.« Im Unterschied zu Kindern mit Migrationshintergrund, die ebenso in zwei Kulturen und zwei Sprachen sozialisiert werden, werden hörende Kinder gehörloser Eltern Preston (1995b: 1463) zufolge in ein »alien environment« hineingeboren, denn sie sind offensichtlich hörend, teilen also ein zentrales Merkmal ihrer Eltern nicht.

Sie nehmen in der Gehörlosengemeinschaft insofern eine enigmatische Position ein, als, wie Preston (ibid.: 1461) ausführt, Identitätszuschreibungen in Gehörlosengemeinschaften auffallend dichotom und polarisierend konstruiert sind. In der Mehrheitsgesellschaft sind Codas zwar auf den ersten Blick unauffällig, erfahren aber aufgrund ihres »Behindertenhintergrundes« Ausgrenzung und erleben Diskriminierungen ihrer Eltern und des weiteren gehörlosen Umfeldes mit, was der Autor mit Goffman als »courtesy stigma« (ibid.: 1464) bezeichnet.

Die verbreitete Praxis Gehörloser, ihr Leben fast ausschließlich in der Gemeinschaft mit anderen Gehörlosen zu verbringen, führt einerseits zu starken internen Bindungen, wobei neben der Gehörlosigkeit die Gebärdensprache als eines der zentralen Merkmale der »gehörlosen Welt« und ihrer Kultur betrachtet wird. Aufgrund dessen, dass Gehörlose hochgradig endogam leben, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer sozialen Beziehungen als auch bei der Herstellung affinaler Verwandtschaft, spricht Anne C. Uhlig (2012) in ihrer ethnografischen Studie zu Gehörlosen in Deutschland von einer Verwandtschaftsgruppe und einer Kultur der Verbundenheit. Die Polarisierung zwischen hörender und gehörloser Welt, die den mitunter drastischen Methoden der medizinischen, psychologischen sowie heil- und sonderpädagogischen Behandlung von Gehörlosigkeit in der Geschichte geschuldet ist (siehe dazu Kapitel 5.1.1), führt zur kontinuierlichen (Re-)Produktion von Vorurteilen und Stereotypen über Hörende. Die gehörlosen Eltern der von Preston (1995b: 1463) befragten Codas etwa waren der Überzeugung, Hörende verstünden alles, was sie hören. Zudem könne man ihnen grundsätzlich nicht vertrauen, was die hörenden Codas irritierte. Ihr Wissen um beide sozialen Welten und deren unterschiedlichen Vorstellungen voneinander führte daher dazu, dass die Kindheit und Jugend vieler Codas von ständigem wechselseitigem Erklären bestimmt war.

Codas werden in gehörlosen Familien und oft auch in Gehörlosenvereinen primärsozialisiert und treten mit dem Besuch von Kindergarten oder Schule in die »hörende Welt« ein. Die subjektive Wirklichkeit bekommt, um mit Berger und Luckman (1966/2003) zu sprechen, nicht nur Konkurrenz und Überlagerung zu spüren, Codas erfahren vielmehr einen »clash« zweier divergenter Perspektiven. Die internalisierte emische Perspektive, mit einem Fokus auf Gebärdensprache, Identität und Geschichte, auf Normen, endogame Muster und freiwillige soziale Organisation trifft auf die etische Perspektive, die auf das Defizit des Nicht-Hörenkönnens, Stille, Medikalisierung und Korrekturmaßnahmen durch Hörgeräte- und Implantattechnologie, Biotechnologie und heilpädagogische Erziehung aufbaut (Shield 2005: 188). Die beidseitige Grenzziehungsarbeit zwischen hörender und gehörloser Welt hat insofern einen prägenden Einfluss, als bei vielen Codas auch im Erwachsenenalter ambige Identitätskonstruktionen zu verzeichnen sind, wie Studien ergaben (für einen Überblick vgl. Napier 2021). Die multiplen Zugehörigkeiten zu zwei scheinbar inkompatiblen Welten bezeichnet Preston als »drama of belonging« (ibid.: 1466). Shield (2005: 194) zufolge nehmen Codas in der gehörlosen

Welt eine konfligierende Position ein, da, wie bereits Preston verzeichnete, Ambiguität nicht opportun ist. Sie sind Insider ebenso wie Außenseiter, hörend wie gehörlos und gleichzeitig keines von beidem. Dass die Polarisierung Codas zu schaffen machen kann, belegt auch eine Aussage von Jemina Napier, deren Eltern gehörlos sind und die sich dagegen wehrt, eine eindeutige Position als Hörende einzunehmen, wenn sie schreibt: »I resist of being labelled as a Hearing person along with the Hearing majority [...]. I do not regard myself as being fully Hearing« (Napier 2002: 145).² Eine solche Positionierung entgegen der Wirklichkeitskonstruktionen beider sozialer Welten gelingt jedoch erst dann, wenn, um auf Berger und Luckmann (1966/2003: 153) zurückzukommen, eine ausreichende Rollendistanz herrscht, die es erlaubt, in der subjektiven Wirklichkeit mehrere Wirklichkeiten zu denken, die nicht immer gleich relevant sein müssen.

Eingesponnen in einem Netz der Differenz entwickeln viele Codas Gefühle der Einzigartigkeit ebenso wie Gefühle der Isolation (Preston 1995a: 54). Um Codas zu vernetzen und einen Erfahrungsaustausch zu ermöglichen, wurde im Jahre 1983 in den USA der Verein *CODA International* gegründet. Auch in verschiedenen Ländern wie Österreich gibt es, wenn nicht immer Vereine, so doch die Möglichkeit der Zusammenkunft und des Austauschs.

Jenny L. Singleton und Matthew D. Tittle (2000: 227) vergleichen die Situation gehörloser Eltern mit hörenden Kindern hinsichtlich deren Sozialisation und Akkulturation mit der Adoption von Kindern anderer Ethnien. Da nur wenige gehörlose Kinder »Wurzeln« in gehörlosen Familien haben, also i.d.R. hörende Eltern ein gehörloses Kind aufziehen, das dann wiederum hörende Kinder aufzieht, sprechen sie von »double-generation trans-racial adoption«. Dies kann dazu führen, dass sich hörende Kinder gehörloser Eltern eher als »culturally Deaf« empfinden als gehörlose Kinder hörender Eltern (Bishop 2008: xx). Dieses Empfinden kann im Zusammenspiel mit den von Preston (1995a: 54) angeführten Gefühlen der Besonderheit und der Isolation in massiver Grenzziehungsarbeit und einem ausgeprägten Polarisieren zwischen »richtigen« und weniger »richtigen« Codas kulminieren. So moniert Napier (2008), dass sich viele Codas in eine »third culture« zurückziehen und wendet sich in ihrem Artikel gegen Abschottungstendenzen, Zwangsmitgliedschaften und das Zelebrieren der Einzigartigkeit einer Coda-Welt. Auch findet sie es erstaunlich, dass Buchtitel von Coda-Autobiografien stets um die Metaphern

2 Mit der Großschreibung von »Hearing« rekurriert sie auf die auf Woodward zurückgehende und von ihm inzwischen kritisch betrachtete Großschreibung von »Deaf«, um kulturell Gehörlose zu bezeichnen, während »deaf« jene umfasst, die sich als Hörgeschädigte definieren, keine Gebärdensprache verwenden und nicht Teil der Gemeinschaft sind (Woodward/Horejes 2016). Mit »Hearing« bezeichnet sie Hörende, die eine medizinische Perspektive vertreten, »hearing« mit Kleinbuchstaben verweist auf Hörende, die die Gehörlosengemeinschaft als kulturelle Gemeinschaft wahrnehmen.

Schmerz/Frustration, Stille und Differenz kreisen und auch wissenschaftliche Arbeiten nicht davor gefeit sind, wie Adams (2008) vier Coda-Typen »go between«, »misfit«, »foreigner« und »glass ceiling«. Diese Konstrukte würden der Komplexität des Phänomens nicht gerecht und ließen keinen Raum für Individualität und Multiperspektivität. In ihrem Plädoyer für ihre eigene »multi-ipseity« stellt sie Überlegungen an, denen mit Pfaff-Czarneckas (2011, 2013) dynamischem Konzept der multiplen Zugehörigkeiten begegnet werden kann (siehe Kapitel 4.1.1 und 7.1).

Napier bezieht sich mit der von ihr zu diesem Thema ins Treffen geführten Konzeptmetapher »third culture« nicht auf Homi Bhabhas »third space«, sondern auf M. J. Bienvenu (1987), die auch nicht auf Bhabha verweist. Bienvenu konstruiert ihr Konzept des »third space« als utopische Zone der Begegnung, bevölkert von »middle-people« und gekennzeichnet durch kontinuierliches Aushandeln von Regeln. Es sei eine dynamische und flexible Zone des Kulturkontakts, weder permanent noch stabil, sondern unklar, temporär, in ständiger Veränderung befindlich und somit keine mögliche Identifikationsfolie. Interessanterweise ist das Konzept der Hybridität in Studien zu Codas nicht weit verbreitet. Ataman (2008: 244) etwa spricht von einem »hybrid third self« und Ronice Müller de Quadros und Mara Lúcia Masutti (2008) beziehen sich auf postkoloniale Theoriebildung und greifen Mary Luise Pratts »contact zone« auf, um die dynamische, relationale und improvisierte Dimension der Begegnung zwischen Hörenden, Gehörlosen und Codas hervorzuheben. In dieser Kontaktzone, die von asymmetrischen Machtbeziehungen gekennzeichnet ist, werden die Subjekte durch die Beziehungen zueinander konstruiert, wobei nicht Separation, sondern Co-Präsenz und Interaktion im Vordergrund stehen. In ihrem rezenten Band spricht Napier (2021: 11) von intersektionellen Erfahrungen von Personen, die hörend sind, sich vielleicht aber gehörlos fühlen.

Für die vorliegende Untersuchung von Relevanz ist die Frage, wie Codas mit ihren gebärdenden gehörlosen Eltern in der Kindheit kommunizieren, wobei es dazu nach wie vor, wie Napier (2021) erwähnt, wenig Forschung gibt. Einige Studien brachten eine breite Palette von Praktiken und Konventionen zu Tage (vgl. Preston 1995a, 1995b; Singleton/Tittle 2000; Hadjikakou et al. 2009; Pizer/Walters/Meier 2013). Manche gehörlosen Eltern kommunizieren mit ihren Kindern in einer Gebärdensprache, andere abwechselnd in einer Gebärdensprache und sprechend oder durch *Code-Blending*, einige bevorzugen eine MCL, also eine an die jeweilige Lautsprache angelehnte Struktur, und wiederum andere vermeiden es überhaupt, mit ihren Kindern zu gebärden, obwohl sie sich mit ihren Partner*innen und Freund*innen in einer Gebärdensprache unterhalten. Die Wahl des Kommunikationsmittels unterscheidet sich oft auch von Kind zu Kind, Väter kommunizieren mitunter anders als Mütter und manchmal herrscht im engsten Familienverbund ein anderer Kommunikationsstil vor als im Verein. Die Gründe hierfür sind vielfältig und reichen von der jeweiligen Gebärdensprachkompetenz der Eltern – die meisten erwachsenen Gehörlosen sind keine Native Speaker einer Gebärdensprache

–, und ihrer Lautsprachkompetenz über Schamgefühl aufgrund der internalisier-ten negativen Sicht auf Gebärdensprache bis hin zur Angst, ihre hörenden Kinder könnten andernfalls in der hörenden Welt nicht bestehen. Ein aufschlussreiches Ergebnis erbrachte die Interviewstudie von Ginger Pizer, Keith Walters und Richard P. Meier (2013). Trotz des vielfältigen Kommunikationsverhaltens in den Familien, der divergierenden ASL-Kompetenz der Eltern und der graduell variierenden Zugehörigkeit zur Gehörlosengemeinschaft – die allesamt jeweils als natürlich wahrgenommen wurden – teilten die Befragten eine gemeinsame Sprachideologie hinsichtlich der moralischen Pflicht sämtlicher Familienmitglieder, den nötigen Aufwand aufzubringen, um potenzielle Kommunikationsbarrieren zu meistern.

Aufgrund der vielfältigen Kommunikationsformen und Realisierungsformen von Translation sei auch die Studie von Annelies Kusters, Maartje De Meulder und Jemina Napier (2021) erwähnt, die die Kommunikation von vier gemischt hörend-gehörlosen Familien auf einer Urlaubsreise untersucht. Die Familien stammen aus Belgien, Großbritannien und Indien, sprechen sechs Gebärdensprachen und zwei Lautsprachen und verwenden in der Kommunikation untereinander u.a. »language mixing, switching and learning, language brokering, speaking and signspeaking« (ibid.: 668).

7.2.1.2 Ursprungsfamilie und erweiterte Familie als emotionale Referenzpunkte

Die Ursprungsfamilie stellt für alle für die vorliegende Arbeit befragten Codas einen zentralen emotionalen Referenzpunkt dar. Auch wenn in den Interviews die Dolmetschtätigkeit in der Kindheit im Vordergrund stand, erzählten die Befragten eingangs von ihrem Familienleben, der Kommunikation mit den Eltern, von der Rolle der Gehörlosengemeinschaft und ihrer Position in der »hörenden Welt«. In allen Erinnerungen finden sich Hinweise auf das Erleben des »Anders-Seins«, auch wenn das Bewusstsein über die Form, Position und Bezeichnung dieses »Anders-Seins« i.d.R. erst im Jugendlichen- oder Erwachsenenalter klare Konturen bekam. In der Kindheit selbst, so die Rekonstruktionen, wurde das Leben trotzdem als »normal« empfunden, wie noch ausgeführt wird.

Die Familien werden ihren hörenden Kindern gegenüber durchwegs als wohlwollend, wertschätzend und herzlich beschrieben, die enge emotionale Verbindung ist in den Erzählungen deutlich zu spüren. Keine der befragten Personen hat gehörlose Geschwister, die Tatsache, hörende Geschwister zu haben, wird von allen als positiv erinnert, von manchen als große Stütze bezeichnet, als »emotionaler Vorteil«, als Gleiches im Anderen, als Chance, Verpflichtungen aufzuteilen und sich über Erlebtes auszutauschen. In zwei der Familien waren die Aufgaben unter den Geschwistern auffallend ungleich verteilt, die Rolle der aktiven Verbindung zur hörenden Welt war einem der Kinder zugeordnet. Die Konvention »immer herangezogen zu werden« oder »für alles zuständig« zu sein, wird von diesen Codas als

Belastung erinnert, was im nachfolgenden Kapitel, in dem die Dolmetschtätigkeit behandelt wird, detaillierter ausgeführt wird. Eine weitere befragte Person führt an, es als Vorteil empfunden zu haben, nicht Erstgeborene*r gewesen zu sein, da man sich als jüngeres Kind vor bestimmten Aufgaben leichter drücken konnte.

Das Kommunikationsverhalten unterscheidet sich, wie auch bisherige Studien ergaben, nicht nur von Familie zu Familie und von Kontext zu Kontext, sondern auch innerhalb einzelner Familien. ÖGS wurde in allen Familien verwendet, auf die Frage nach der üblichen Bezeichnung für die Sprache wurde länger überlegt. Die häufigste deutsche Bezeichnung war »Zeichensprache« oder es wurde »gedeutet«, sofern überhaupt deutsche Bezeichnungen für die Familien- bzw. Elternsprache verwendet wurden. Meist wurde schlicht GEBÄRDET³. In einigen Familien wurde mit allen Kindern in ÖGS kommuniziert, in anderen wurde mit manchen Kindern gebärdet, mit anderen nur gesprochen, andere Eltern wiederum verwendeten Mischformen wie *Code-Blending* oder LBG, einige Kinder lernten nur ein eingeschränktes Repertoire an Hausgebärden. Auch wird von Befragten erwähnt, dass sich ihre Kommunikation mit der Mutter von jener mit dem Vater unterschied. In einer der Familien war gebärdensprachliche Kommunikation mit den Kindern tabu. Dies wurde von den Eltern damit begründet, dass sie in ihrer Schulzeit bestraft worden waren, wenn sie gebärdeten, und zudem gelernt hatten, Gebärdensprache mache dumm. Da die Mutter über eine hohe Deutschkompetenz verfügte und ihr gesprochenes Deutsch gut zu verstehen war, stellte dies kein Hindernis dar. Das für Erwachsene unverständliche Deutsch des Vaters wurde von den Kindern ebenso mit der Zeit sehr gut verstanden. Untereinander sowie im Freundeskreis unterhielt sich das Elternpaar jedoch stets in ÖGS. Das Sprechgebot in der Familie hatte auch emotionale Auswirkungen:

Mit den Gehörlosen war es immer sehr lustig. Da haben wir gesehen, das ist lustig, wenn die Gehörlosen da sind, dann ist es wirklich lustig. Da haben sie Spaß gehabt und da war was los, das war lebendig, die haben so viel gelacht. Und da hab ich mir gedacht, ja, das ist es. Und wenn wir keine Gehörlosen zu Besuch hatten, dann haben sie [die Eltern] entweder mit uns geredet oder miteinander nur informativ irgendetwas ausgetauscht, aber das war nie lustig. Es war immer nur mit Gehörlosen lustig.

Aufgrund des divergierenden Umgangs mit Sprache in den Familien war die ÖGS-Kompetenz der Befragten und ihrer Geschwister in ihrer Kindheit sehr unterschiedlich ausgeprägt, sie reichte von sehr guter alltagssprachlicher Kompetenz bis zur weitgehenden Unkenntnis der Sprache.

3 Die Großbuchstaben entsprechen der Konvention der Darstellung von Gebärdenglossen, schriftsprachlichen Entsprechungen einer lexikalischen Gebärde.

Dass es sich bei ÖGS um eine Sprache handelte, war den Kindern nicht bewusst, sie empfanden sie als einen speziellen »Kanal«, eine »Hilfsform«, ein »Mittel«, eine »eigene Form«, um sich mit den Eltern zu verständigen. Dass dieser Kanal »Taubstumm«, so die damals selbst bei den jüngeren Befragten noch verbreitete Bezeichnung für Gehörlose, vorbehalten war, wurde von allen als »normal« und »logisch« empfunden. In diesem Zusammenhang erzählt eine der befragten Personen, dass sie, am Beginn des Berufslebens stehend, in der Straßenbahn zwei Frauen beim Gebärden beobachtete, diese daraufhin in Gebärdensprache ansprach und »völlig perplex« war, dass die beiden weder gehörlos waren noch einer der bekannten gehörlosen Familien zugeordnet werden konnten, sondern Gebärdensprache – ein für sie nicht geläufiges Wort – in einem Kurs gelernt hatten. Dass es sich um eine komplexe Sprache handelt, die nicht nur über eine eigene Lexik, sondern auch über eine eigene Struktur verfügt, wurde sich diese Person erst bewusst, als sie selbst schon als Dolmetscher*in tätig war und eine Weiterbildung zum Gebärdensprachdolmetschen absolvierte. Nur eine befragte Person erzählt davon, bereits im Vorschulalter davon überzeugt gewesen zu sein, dass es sich um eine Sprache handle, wenn sie auch, abgesehen vom neutralen »Deuten« und dem diskriminierenden »Stummerlsprache«, keine deutsche Bezeichnung dafür kannte. Zu ihrer Überzeugung stehend trotzte sie dem Sprechgebot in der Familie und übte im Geheimen, teils alleine, teils mit ihrem Bruder, das, was sie anlässlich der regelmäßig zu Hause stattfindenden Gehörlosentreffen aufgeschnappt und unter dem Tisch zu Memorierungszwecken kopiert hatte.

Wie die Geschwister untereinander kommunizierten, wissen die meisten nicht mehr, sie nehmen jedoch an, sie sprachen deutsch, zumal einige der Geschwister nicht ÖGS-kompetent waren. Im Gehörlosenverein verschwamm die Grenze zwischen hörenden und gehörlosen Kindern. So erinnert sich eine befragte Person daran, als Erwachsene*r immer wieder überlegt zu haben, ob ihre Spielkamerad*innen im Gehörlosenverein hörend oder gehörlos waren, da alle gebärdeten. Dass Kinder Gehörloser als eigene Kategorie wahrgenommen werden, für die es eine Bezeichnung gibt, erfuhren sie erst im Erwachsenenleben. Das Bewusstsein, dass sie anders waren als andere hörende Kinder, war zwar vorhanden, aber diffus, und hatte damit zu tun, dass ihre Eltern »taubstumm« waren. Dieses Anders-Sein hatte jedoch für sie selbst keinen negativen Beigeschmack und wurde auch »als ein bisschen etwas Besonderes« angesehen, das mit Stolz verbunden war.

Eine zentrale Rolle in der Freizeitgestaltung der Eltern nahmen Vereine und privat organisierte Gehörlosentreffen ein. Die Befragten erzählen von Klubabenden, Feiertagen und Festen, die im Verein begangen wurden, und das gemeinsame Aufwachsen mit vielen anderen hörenden und gehörlosen Kindern, denen in den Vereinen Unterhaltung und Spielmöglichkeiten geboten wurden. Auch Vereinsausflüge und Aufenthalte in Erholungsheimen für Gehörlose, die spezielle Kinder camps im Programm hatten, spielten eine wichtige Rolle. In den Erzählungen schwingt

die Begeisterung mit, vieles geteilt, Spaß gehabt und eine erfüllte Kindheit genossen zu haben. Einige berichten davon, im Verein »aufgewachsen« zu sein, insbesondere Kinder von Funktionären erlebten den Verein als erweiterte Familie. Kinder, die aufgrund örtlicher Gegebenheiten weniger oft mit ihren Eltern den Verein besuchen konnten, erzählen von regelmäßigen privaten Treffen größerer Gehörlosengruppen unterschiedlichen Alters, ausgeprägter Geselligkeit sowie starker Solidarität und großer Hilfsbereitschaft. Insofern sind die in Uhlig's (2012) ethnografischer Arbeit für die Gehörlosengemeinschaft verwendeten Konzepte der Verwandtschaftsgruppe bzw. der Kultur der Verbundenheit auch in den Erzählungen der befragten Cudas wiederzuerkennen. Eine der Personen erzählt im Laufe des Interviews, »sehr viele gehörlose Wahlanten und Wahlonkel« zu haben, für die sie auch heute noch immer zur Verfügung stehe, ungeachtet wie erschöpft sie von der Arbeit sei. Und eine andere Person erinnert sich an einen führenden Gehörlosenfunktionär, der sie bis ins späte Erwachsenenalter stets als sein Kind bezeichnet habe.

Die Vereine und ihre Erholungsheime, aber auch Gehörlosentreffen in Privatwohnungen waren in erster Linie »interessante« und »lustige« Orte, wo es Kinderbälle, Tombolas, Spielzimmer und Kindercamps gab, es waren Räume der Freude und Unbeschwertheit, in zweiter Linie aber auch sichere Räume. Obwohl die meisten Befragten nur wenig von Diskriminierungen zu berichten wissen, fließen einzelne schmerzhaft, ärgerlich oder zwiespältig erinnerte Erlebnisse im Verlauf der Gespräche ein. Das gelegentliche Hänkeln durch gleichaltrige Kinder wird als weniger verletzend erinnert als Herabwürdigungen durch Erwachsene. Eine Person erzählt von regelmäßigen Ausgrenzungen durch Nachbar*innen in der Wohnsiedlung. Diese bezeichneten sie und ihre Geschwister oft als Kinder »armer StummerIn«, die »so lieb ausschauen«, aber »leider solche Eltern« haben. Im Verein hingegen fielen sie nicht auf, sie waren etwas »Normales, weil nur solche Leute da waren.« Eine weitere Person erlebte einen regelrechten Schock bei Schuleintritt, als sie zufällig hörte, wie sich ihre Lehrerin abfällig über ihre Eltern und sie selbst als »Stummerl[kind]« äußerte. Auch in der Klasse scheute sie sich nicht, das Kind regelmäßig öffentlich bloßzustellen. Als Reaktion auf diese Beleidigungen verstummte es und sprach ein Dreivierteljahr lang in der Schule kein Wort, sodass die Lehrerin ebenso wie die Eltern befürchteten, es wäre ebenso ertaubt. Eine rezente Analyse von Scham und »courtesy stigma«, aber auch Dolmetschen als Resilienz unter Cudas findet sich bei Napier (2021).

Um Diskriminierungen zu entgehen, vermieden es gehörlose Eltern, vor allem Mütter, mit ihren Kindern in der Öffentlichkeit – alle erzählen diesbezüglich von Erlebnissen in der Straßenbahn – zu gebärden bzw. verboten es ihren Kindern.⁴ Dies wurde als Konvention angesehen und nicht weiter hinterfragt, auch wenn sich

4 Eine der befragten Personen erzählt davon, dass sich in ihren Berufsanfängen in einer Gehörlosenschule Anfang der 1960er Jahre die Kinder bei Ausflügen in der Straßenbahn weigerten

die Kinder selbst nicht für die Gebärdensprache schämten. Sie gebärdeten vielmehr gerne, weil sie es als »etwas Besonderes« ansahen und die Expressivität der Gebärdensprache »irrsinnig schön« und »faszinierend« fanden. Sie waren »stolz« darauf, sie zu können und fanden es manchmal »geil«, über eine »Geheimsprache« zu verfügen. Erst viel später wurde ihnen bewusst, dass die Eltern möglicherweise befürchteten, man würde »über sie reden« oder ihre Kinder liefen Gefahr, verspottet zu werden. Einige Befragte erzählen weniger von explizit diskriminierenden Äußerungen in Bezug auf die Sprachverwendung als vom verbreiteten Unglauben, dieses »Herumgefuchtel« könne jemand verstehen. Ein Vorurteil, das einige Personen als Jugendliche und Erwachsene belastete, war die Vorstellung Hörender, sie wüssten als Codas alles über das Leben, die Sprache und die Kultur Gehörloser und stünden jederzeit als Informationslieferant*in in Gehörlosenbelangen zur Verfügung.

Dass sich über die Lebensgeschichte der Eltern Misstrauen gegenüber der »hörenden Welt« aufgebaut hat, verwundert die Befragten nicht. Die Erzählungen über das Misstrauen Gehörloser Hörender gegenüber sind jedoch nicht in der Kindheit angesiedelt, was damit zusammenhängen könnte, dass sie als Kinder in solche Gespräche weniger eingebunden waren. Auch in der kleinen Gehörlosengemeinschaft spielte Misstrauen – trotz des engen Zusammenhalts, der Solidarität und der Hilfsbereitschaft – eine Rolle. So wird von Konkurrenz und Feindschaft zwischen Familien und Vereinen berichtet, die oft über Generationen hinweg tradiert wurden.

Wie die Ausführungen zeigen, wurden Codas in einem Netz von konfligierenden Klassifizierungen und damit einhergehender Grenzziehungsarbeit zwischen gehörloser und hörender Welt sozialisiert. Diese entstehen aus gegenseitigem Nicht-Verstehen(-Wollen) und resultieren in inkommensurablen Theorien über die jeweils andere »Identität«. Auch wenn sich dadurch Belastungen ergaben, sind die Erinnerungen der Befragten vor allem von emotionaler Nähe, Freude und Faszination geprägt. Sie lebten in der gehörlosen ebenso wie in der hörenden Welt und waren dadurch eben »anders« oder »eigen«. Die Differenzierung des Selbst (und der Geschwister) von anderen Kindern war einmal »Schutzstrategie«, einmal stolzer Ausdruck von »Besonderheit«. Es wird allerdings auch von Codas im Bekanntenkreis berichtet, die ihre multiplen Zugehörigkeiten nicht in Einklang bringen konnten, deren Kommunikation mit den Eltern in der Kindheit auf ein Mindestmaß reduziert war, die erlebte Diskriminierungen ihrer Eltern internalisierten, ihre Position in der Gesellschaft nicht zu finden vermochten und in der Folge »schwierige Persönlichkeiten« entwickelten oder »sehr krank« wurden. Dies erinnert an Napiers (2008) Ausführungen über Codas, die in einer »third culture« verharren. Insofern möchte sich eine der befragten Personen auch nicht als Coda »schubladiisiert« wissen: »Ich sage einfach, ich habe gehörlose Eltern, so wie andere

zu gebärden, weil sie sich »genierten« und Angst davor hatten, sie würden von anderen angestarrt.

sagen, meine Mutter hat immer knallrote Haare gehabt [...]. Jeder von uns hat etwas Außergewöhnliches.« Dass die geteilte Erfahrung als Coda beim Eintritt in das Berufsleben als Dolmetscher*in dennoch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung hatte und zu »Verpartnerungen« führte, wird in Kapitel 9.3.2 ausgeführt.

7.2.2 Die Entdeckung einer neuen sozialen Welt

Codas hatten, wie aufgezeigt wurde, im Zuge ihrer Primärsozialisation in der Kernfamilie und im erweiterten gehörlosen Umfeld bereits eine plausible Welt konstruiert, die mit Eintritt in den Kindergarten bzw. die Schule mit divergierenden Vorstellungen der hörenden Welt konfrontiert wurde. Der Weg der Befragten, die zunächst keinerlei Anknüpfungspunkte an die Gehörlosengemeinschaft hatten, war gegenläufig. Aufgewachsen in der Mehrheitsgesellschaft ohne jegliche Kenntnis bzw. Vorstellung von Gehörlosigkeit und Gebärdensprachen, kamen sie als Erwachsene am Anfang des Berufslebens stehend und unvorbereitet in Kontakt mit Menschen, Handlungen, Sprache und Vorstellungen, die sich im Laufe der Zeit zu einer mehr oder weniger verständlichen, fremden und faszinierenden sozialen Welt verdichteten. Sie mussten in den Grenzkonflikten nicht nur Position beziehen, sondern zunächst ihre eigenen ersten diffusen Repräsentationen von Gehörlosigkeit (re-)konstruieren. Bevor in Kapitel 7.2.2.2 das Eindringen und Einfühlen in diese neue Welt behandelt wird, soll zunächst dargestellt werden, wie sich die jeweiligen Ursprungswelten auf den Kontakt auswirkten.

7.2.2.1 An der Schwelle

Ein vergleichsweise harter Weg war jener über die Gehörlosenschule, den eine der befragten Personen als Religionslehrer*in, eine andere als Erzieher*in einschlug. Zwei weitere Befragte sammelten in Gehörlosenschulen Erfahrungen als Praktikant*innen. Ihre Erzählungen sind gespickt mit *atrocity stories*, berufsbezogenen Narrativen über erschütternde oder anstoßende Erlebnisse, die, wie Allen (2001: 76) es formuliert, Legendenstatus in der mündlichen Erinnerungskultur einer Berufsgruppe einnehmen können (siehe dazu Kapitel 4.3.4.2).

Dingwall (1977/2008b) zeigte auf, dass *atrocity stories* ein probates und verbreitetes Mittel interprofessioneller Grenzziehungsarbeit darstellen. Sie dienen dazu, sich von meist mächtigeren Berufen (oder anderen mit mehr Macht ausgestatteten sozialen Gruppen) abzugrenzen. Durch das Erzählen von *atrocity stories* werden Verfehlungen oder nicht legitime Handlungen anderer bei gleichzeitiger Betonung des eigenen rationalen Charakters bzw. richtigen Verhaltens aufgezeigt. Sie grenzen demnach nicht nur gegenüber Verfehlungen anderer ab, sondern helfen dem Erzähler bzw. der Erzählerin auch dabei, die eigene Theorie des Sozialen als korrekt zu etablieren. Der Inhalt der Erzählungen ist nicht immer dramatisch oder erschreckend, wie die Bezeichnung suggeriert, vielmehr geht es um den dramatischen

Charakter der Erzählform, durch den eine Klage oder Kränkung in eine moralische Geschichte transformiert wird, um richtigdenkende Menschen (das Publikum) dazu zu animieren, den Wert des Erzählers bzw. der Erzählerin gegenüber den Verfehlungen der anderen Charaktere der Geschichte zu bestätigen. Dingwall untersuchte die interprofessionelle Grenzziehungsarbeit durch *atrocity stories* im Krankenhaus u. a. zwischen Sozialarbeiter*innen und Ärzten bzw. Ärztinnen, man findet diese Narrative jedoch überall dort, wo das Bestreben, bestimmte Aspekte des Lebens anderer zu kontrollieren, als unzulässig empfunden wird. Über ein adäquates Repertoire solcher Geschichten zu verfügen und Kenntnis über den richtigen Zeitpunkt und das passende Publikum zu haben, sind laut Dingwall jene zentrale Faktoren, die dazu beitragen, als kompetentes Mitglied eines Berufs oder einer anderen sozialen Gruppe erkannt zu werden. Das gegenseitige Erzählen von *atrocity stories* hat auf kollektiver Ebene den Zweck, Akteur*innen einer Gruppe durch Austausch und Affirmation von geteilten Problemen bei gleichzeitiger Ausgrenzung anderer aneinander zu binden. Auf individueller Ebene haben *atrocity stories* die Funktion, die eigene Urteilsfähigkeit gegenüber Außenstehenden hervorzuheben. Sie dienen also, um auf Lamonts Trias der kulturellen, sozioökonomischen und moralischen Grenzen zurückzukommen, nicht nur dazu, kulturelle, auf Wissen und Kompetenz bezogene, sondern vor allem auch moralische Grenzen zu ziehen, die sich auf Charaktereigenschaften wie Ehrlichkeit, Ethik, Integrität oder Rücksichtnahme auf andere beziehen (vgl. Lamont 1992: 4).

Der Weg über die Schule hin zu Gehörlosen und zu einer Gebärdensprache ist insofern steinig, als er über ein System führt, das zunächst als angemessen wahrgenommen und in die eigene Arbeit integriert – »inhaliert«, wie eine der befragten Personen es bezeichnet, – wird. Man kommt ohne jegliches Vorwissen und mit Engagement und Energie ausgestattet in ein Räderwerk, dem man sich unterordnet und in dem man funktioniert, selbst wenn manche Dienstvorschriften bereits zu Beginn sonderbar anmuten. Dazu zählt das Gebärdenverbot, das in allen der in den Interviews erwähnten Schulen herrschte und bis zum dezidierten Auftrag reichte, wegzusehen, wenn Kinder am Schulhof untereinander gebärden. Mit der Zeit wird das System als »brutal« und »traumatisierend« entlarvt, was in der Folge zu Heimlichkeit, Subversion oder zu offenem Widerstand und Kampf gegen die vorherrschende Ideologie führt. Nicht nur von den in den Schulen Beschäftigten, sondern auch von Cudas – meist basierend auf Erzählungen ihrer gehörlosen Eltern u. a. Verwandten – werden *atrocity stories* über Internierung, Kontrolle, Strafe und Gewalt erzählt. Sie reichen von der Unterbringung bereits drei- bis vierjähriger Kleinkinder im Internat, dem Zwang, in den Schulstunden auf den Händen zu sitzen, kein Essen zu bekommen, bevor man in der Lage war, das Wort für das Nahrungsmittel auszusprechen, über erniedrigende Kontrollen der monatlichen Menstruation bis zu körperlichen und psychischen Misshandlungen und sexuellem Missbrauch. Die Torturen der Kinder entziehen sich rückblickend der eigenen Vorstellungskraft. Eine be-

fragte Person erzählt etwa von Gefühlen von Entsetzen und Betroffenheit, wenn sie, als Dolmetscher*in in der Psychotherapie mit Gehörlosen, erfährt, dass die gehörlosen Klient*innen als Kinder in der Schule, an der sie arbeitete, missbraucht wurden.

Berichtet wird auch von der anhaltenden Autorität der Lehrer*innen, die bis weit nach Schulaustritt nachwirkt und heftigen moralischen Widerwillen erzeugt, wenn man sieht, dass »die [gehörlosen] Leute heute mit siebzig Jahren noch der neunzigjährigen Lehrerin die Hand küssen, wenn sie sie sehen.« Aufschlussreich sind auch die Erzählungen über das unerschütterliche Dogma des Gebärdenverbots. So zeigen sich zwei Personen aus anderen Herkunftswelten nach wie vor erstaunt darüber, dass die Lehrer*innen an den Schulen, an denen sie Praktika absolvierten, keinerlei Bedenken hatten, wenn sie als Außenstehende miterlebten, dass die Schüler*innen dem Unterricht nicht folgen konnten, weil sie nichts verstanden. Man wurde vielmehr »als verrückt erklärt«, wenn man von den eigenen Plänen erzählte, in Zukunft mit erwachsenen Gehörlosen arbeiten zu wollen. Das sei »komplett idiotisch für damalige Vorstellungen« gewesen. Die oralistische Ideologie war einzementiert, Sprechen und Hören standen am Plan und ein Abweichen vom Plan stand nicht zur Disposition. Einer der befragten Personen wurde an ihrem ersten Arbeitstag das Buch *Sprich mit mir* von Susanna Schmid-Giovannini (1976) mit folgenden Worten in die Hand gedrückt: »Das ist jetzt deine Bibel, die lernst du jetzt.«

Aus den Gehörlosenschulen werden allerdings nicht nur *atrocitiy stories* erzählt. Insbesondere Religionslehrer*innen, aber auch einzelnen Klassenlehrer*innen und Erzieher*innen wurden mehr Freiheiten zugestanden, oder sie nahmen sich diese selbst heraus und wurden möglicherweise in ihrer positiven Einstellung zur Gebärdensprache auch deshalb geduldet, weil die Institute darauf angewiesen waren, dass jemand aus dem Kreis der Mitarbeiter*innen mit gehörlosen Angestellten oder gehörlosen Eltern gehörloser Kinder kommunizieren konnte. Die operative Durchsetzung des Gebärdenverbots hing letztlich auch von den jeweiligen Direktor*innen ab, die trotz des vorherrschenden Bildungsauftrags über einen gewissen Handlungsspielraum verfügten. Auch war es nach wie vor Usus, dass einzelne Direktor*innen oder Lehrer*innen die Rolle des klassischen Gerichtsdolmetschers und Sachverständigen ausfüllten, wie dies im 19. Jahrhundert die Regel war (siehe Kapitel 6.3.1.2). Zu erwähnen ist des Weiteren, dass in Schulen, die in den Berufsanfängen der Befragten »noch klösterlicher« geführt wurden, ein tägliches Morgengebet in »Gebärde« oder LBG am Tagesplan stand. In Bezug auf die Möglichkeit des Erlernens der ÖGS in den Schulen ist schließlich noch anzuführen, dass zwar die Interaktion mit gehörlosen Kindern alltägliches Geschäft war, zu gehörlosen Erwachsenen jedoch nur mäßig Kontakt bestand. Auch wenn vereinzelt Gehörlose an den Schulen arbeiteten, sei es als Hausmeister, in der Küche oder als Handarbeitslehrerin, erwies sich das Gebärdenverbot bei Begegnungen mit ihnen als Hindernis. Allerdings fanden sich auch Wege, das Verbot zu umgehen. So erzählt eine Person, dass sie als Erzieher*in angehalten war, sich ab und zu im Rahmen

einer sogenannten »Nachfrage« bei Lehrer*innen nach etwaigen Problemen zu erkundigen. Sie besuchte so oft wie möglich eine*n gehörlose*n Kolleg*in: »Offiziell war ich bei der »Nachfrage«. Inoffiziell hat [er*sie] mir das einfach beigebracht.«

Die Erinnerungen an den Weg über die Kirche, der beruflich und privat erfolgte, umfassen sowohl positive als auch negative Erfahrungen. Im Zusammenhang mit negativen Erlebnissen kann jedoch bis auf eine Ausnahme nicht von *atrocity stories* gesprochen werden. Einzelne Verfehlungen werden zwar aufgezeigt, allerdings werden diese unmittelbar in einem Nachsatz durch positive Aspekte ergänzt und auf diese Weise entschärft. Umgekehrt finden sich in positiven Äußerungen über die Kirche, etwa über deren Engagement für Gehörlose und die Akzeptanz der Gebärdensprache, Zusätze, die die moralische Integrität des Engagements etwas schmälern. So wird etwa positiv hervorgehoben, dass ein Pfarrer und Direktor einer katholisch geführten Schule ebenso wie die dort tätigen Ordensschwester Gebärdensprache verwendeten, dies jedoch »unter dem Deckmäntelchen des Heils« praktizierten. Wird über Verfehlungen von Vertreter*innen der Kirche gesprochen, so sind diese weitaus weniger misslich und folgenschwer als jene von Vertreter*innen der Schule. Sie betreffen vor allem den Vorzug von LGB gegenüber der ÖGS bzw. das fehlende Bewusstsein oder den fehlenden Willen, sich mit Gebärdensprache näher auseinanderzusetzen. Dies wird mit Missfallen quittiert, weil viele Gehörlose LBG nicht verstanden, ein totales Gebärdenverbot und die damit einhergehende Tabuisierung des primären Kommunikationsmittels und eines zentralen kulturellen Merkmals der Gehörlosengemeinschaft, wie dies in der Schule die Regel war, stand jedoch auch im Religionsunterricht niemals im Raum. Vielmehr waren Katecheten und Religionspädagog*innen »wesentlich lockerer« als Klassenlehrer*innen, wohl auch weil sie nicht Gefahr liefen, vom sonderpädagogischen Establishment belangt zu werden. Insofern sei es, schließt eine befragte Person ihre Ausführungen, »ja ganz egal, welche Art von Gebärde, jedenfalls wurde Gebärde angewendet.« Der Vorteil jener, die, sei es privat, sei es beruflich, über die Kirche in Kontakt mit Gehörlosen kamen, war es, erwachsene Gehörlose kennengelernt zu haben, von denen sie ÖGS und/oder LBG lernen konnten und die sie in die Gemeinschaft einführten.

Wie bereits erwähnt, sind *atrocity stories* in Zusammenhang mit der Sphäre der Kirche rar. Lediglich eine Person weiß eine erschütternde Geschichte zu erzählen, die allerdings in der Schnittfläche von Schule und Kirche zu verorten ist. In einem Gehörloseninstitut, in dem größtenteils Ordensschwester tätig waren, war es üblich, gehörlose Mädchen bei Schulaustritt unter die Obhut von Ordensschwester zu stellen. Diese ließen sich zum Vormund bestellen und verwalteten das gesamte Einkommen, während die gehörlosen Frauen, die meist als Reinigungskräfte arbeiteten, ihr Leben lang nur »Transchelgeld« erhielten. In einem konkreten Fall wurde das angesammelte Vermögen nach der Pensionierung der Gehörlosen für die Begleichung der Kosten des Altersheims verwendet, in dem sie als Selbstzahlerin wiederum nur Taschengeld erhielt. In dieser Erzählung wird die bereits mehrmals er-

währte Überlappung der Sphären deutlich. Die Ordensschwwestern sind zwar die handelnden Akteur*innen, das System, das diese Handlungen ermöglichte, ist allerdings die Institution Schule.

Eine weitere Möglichkeit des Einstiegs in die Welt der Gehörlosen ergab sich über die Fürsorge bzw. die soziale Arbeit. Eine Person wurde der Sphäre der Schule zugerechnet, da sie nach Abschluss ihrer Ausbildung eine Anstellung als Erzieherin an einem Gehörloseninstitut erhielt. Die anderen Befragten traten ihre Stellen in einem Gehörlosenverein oder in einem Sozialprojekt an, das Beratungs- und Fördermaßnahmen für erwachsene Gehörlose anbot. Unter den Sozialarbeiter*innen finden sich, im Unterschied zu den bereits behandelten Sphären, auch Codas. Gemein ist ihren Erzählungen die große Bedeutung, die sie der sozialen Arbeit mit Gehörlosen beimessen, die Identifikation mit ihrem Beruf, das Engagement für die Schwächeren in der Gesellschaft und die Empathie, mit der sie ihre Geschichten unterlegen. Als Sozialarbeiter*in habe man das Privileg, Menschen und ihre Lebensgeschichten über Generationen kennen zu lernen und intime, emotionale Momente zu erleben. Im Rückblick auf ihre Anfänge als Sozialarbeiter*innen für Gehörlose wird von einigen Befragten selbstironisch ihr jugendlicher Übereifer zur Sprache gebracht, der anfangs von »Phantasien der Weltverbesserung« und »Retterphantasien« geprägt war. Dass sich Erlebtes nicht rückgängig machen lässt und die Möglichkeiten der Funktion eingeschränkt sind, stellte sich bald heraus: »Ich wollte gerne helfen, wusste aber tief drinnen, dass es sinnlos ist und nicht funktioniert.« Außerdem könne man als Sozialarbeiter*in nicht in paternalistischer Manier »in eine Kultur kommen [...] und dann sagen: So geht es.«

Von den ursprünglich als Sozialarbeiter*innen, Sozialpädagog*innen und Berater*innen tätigen Personen hatten nur Codas und eine weitere Person am Anfang ihrer beruflichen Tätigkeit ÖGS-Kenntnisse. Auch jene Befragten, die in den Sphären der Kirche und Schule beruflich sozialisiert wurden, beherrschten die ÖGS zunächst nicht. Insofern erfolgte der Einstieg in die Welt der Gehörlosen bei fast allen über die berufliche Tätigkeit und nicht über die Sprachkenntnis. Eine Person begann ÖGS zu lernen, bevor sie in Kontakt mit Gehörlosen kam. Unzufrieden mit ihrem Studium und angeregt durch einen Zeitungsartikel entschloss sie sich, den ersten ÖGS-Kurs an der Karl-Franzens-Universität Graz zu besuchen. Dieser Kurs, der von einer in einem Gehörlosenverein angestellten und gerichtlich beeideten Dolmetscherin angeboten wurde, war in den Medien breit beworben worden.

Eine Durchsicht der damals erschienenen Zeitungsartikel (Behr 1990; Blümel 1990; J.S. 1990; Leising 1990; N.N. 1990a; N.N. 1990b) ist insofern aufschlussreich, als sie das Bild zeigen, das man sich vom Phänomen »Gebärdensprache« machte. So wird von »eine[r] Art Zeichensprache [...], die Laute ersetzt«,⁵ gesprochen, von »Ge-

5 Auf eine Angabe der Quellen wird bewusst verzichtet, da es für die Ausführungen unerheblich ist, aus welcher Zeitung das jeweilige Zitat stammt.

hörlosensprache«, bei der »natürliche Zeichen vorrangig angewendet werden« oder einem »alternativen, für gehörlose Mitmenschen geschaffenen Sprachsystem«. Von »Österreichischer Gebärdensprache« bzw. »ÖGS« war damals noch keine Rede, wenn, dann wird von »der Gebärdensprache« gesprochen, basierend auf der Vorstellung, es handle sich um ein internationales Kommunikationssystem, eine Art weltumspannender Hilfssprache. Lediglich ein Artikel spricht die »Eigenständigkeit der Gebärdensprache« in Form eines Zitats des damaligen Institutsleiters Erich Prunč an. Da das Projekt auch sozialpolitische Ziele verfolgte, seien als Zielgruppe des Kurses nicht lediglich Studierende und Studieninteressierte angesprochen, sondern alle, die sich für dieses Kommunikationsmittel interessieren, vom Thema betroffen sind oder mit Gehörlosen arbeiten. Angesprochen von einem dieser Artikel meldete sich die oben erwähnte Person, ohne zu wissen, worum es sich bei »dieser Gebärdensprache« handelt, für den Kurs an. Da sie eine Logopädieausbildung zu besuchen plante, schien ihr dies als sinnvoller Einstieg. Insofern attestiert sie sich rückwirkend soziale Motive. Geleitet vom Wunsch, Menschen, denen es weniger gut geht, zu helfen, habe sie ÖGS anfangs als »eine Art Hilfssystem« wahrgenommen und erst durch intensiveren Kontakt zu Gehörlosen und die Reflexion ihrer eigenen Produktion begonnen, sich immer mehr für die Struktur der Gebärdensprache zu interessieren. Schließlich begann sie Sprachwissenschaft zu studieren und stieg, zunächst als Tutorin, in das Projekt an der Universität Graz ein.

Die Ausführungen über die Herkunftswelten legen nahe, dass diese die späteren Dolmetscher*innen und ihren Zugang zu Gehörlosigkeit in unterschiedlicher Weise prägten. Das folgende Kapitel befasst sich mit der Frage, wie sich die Begegnungen mit Gehörlosen und das Erlernen der ÖGS gestalteten. Es widmet sich der Rekonstruktion der subjektiven Wirklichkeiten, die am Anfang dieses Sozialisationsprozesses neue Denkmuster, Handlungsbezüge und Handlungsorientierungen entstehen ließen.

7.2.2.2 Faszination und Irritation

Keine der befragten Personen hatte vor ihren ersten Begegnungen mit Gehörlosen oder ÖGS eine Vorstellung davon, dass sich ihnen in den nächsten Wochen, Monaten und Jahren schrittweise eine neue soziale Welt eröffnen sollte. Die Erzählungen transportieren eine Palette von Erlebnisweisen, die von Erstaunen, Befremden, Neugier und Faszination gegenüber dem Neuen, über Freude und Lust am Lernen und Entdecken bis hin zu Gefühlen der Selbsteinschätzung wie Unsicherheit, Scham, Angst oder seltener Stolz reichen. So unterschiedlich sich die Wege im Einzelnen gestalten und so individuell die verschiedenen Geschichten anmuten, so können sie zu einer gemeinsamen Erzählung verdichtet werden, die einerseits von Faszination und andererseits von Irritation geprägt ist. Der Eintritt in die langsam Gestalt annehmende neue soziale Welt bringt Folgen mit sich, die sich insofern

bis in die Gegenwart auswirken, als sie in einem Spannungsfeld münden, das von einem kontinuierlichen Wechselspiel zwischen Nähe und Distanz geprägt ist und im Zuge der späteren Verberuflichung des Gebärdensprachdolmetschens *boundary work* zu einem wichtigen Instrumentarium macht.

Bei allen Befragten stehen an der Schwelle in die neue soziale Welt soziale und berufliche Motivationen im Vordergrund. Struktur und Funktionsweise der ÖGS waren ihnen unbekannt. So sie eine Vorstellung von »Gebärdensprache« hatten, betrachteten sie diese bestenfalls als »eine Art Hilffsystem«, meist aber einfach als »Zeichen«, »Gestikulieren« oder »eine Art Pantomime«. Doch bald vermochte diese neue und gänzlich andere Form der Kommunikation auch bei Menschen ohne jegliche Affinität zu Fremdsprachen nicht nur bloßes Interesse, sondern große Neugier zu wecken. Die Ursachen für diese Neugier, die schließlich in Faszination münden sollte, liegen zum einen in eben dieser Fremdheit und zum anderen darin, dass sich die strukturelle Komplexität der Sprache erst im Laufe der Zeit und über Hindernisse und Widerstände erschloss, was Geduld, Geschick und Entschlossenheit erforderte. Diese Gemeinsamkeit ist insofern erstaunlich, als der Eintritt in die neue soziale Welt eine Zeitspanne von dreißig Jahren umfasst, was darauf schließen lässt, dass bis in die frühen 1990er Jahre kaum merkliche Veränderungen hinsichtlich der Repräsentation von Gehörlosigkeit und Gebärdensprache in der Gesellschaft zu verzeichnen waren. Das Beharrungsvermögen dieser Repräsentation von Gehörlosigkeit als Defekt, dem mit remedialen Maßnahmen zu begegnen sei, und Gebärdensprache als defizitärem Notbehelf ließ auch der Gehörlosengemeinschaft – abgesehen von einer kleinen, gebildeten Elite von Aktivist*innen und Lobbyist*innen, die es bereits im 19. Jahrhundert gab – kaum Spielraum für die Entwicklung eigener, anderer Wahrnehmungs- und Denkkategorien.

Der Erwerb der Sprache erfolgte bei den zukünftigen Dolmetscher*innen durchwegs über eine Kombination aus Kursen und persönlichen Kontakten zu Gehörlosen. Die besuchten Kurse unterschieden sich jedoch deutlich von dem, was heute an systematischer Sprachlehre angeboten wird. Sie reichten von öffentlichen Kursen über institutions- und vereinsinterne Angebote bis zu Privatstunden und wurden je nach Sphäre, in der sie angeboten wurden, von ihrem Charakter her als erforderlich, geduldet oder mit dem Nimbus des Exotischen und Spielerischen versehen wahrgenommen. Als Lehrende fungierten meist Cudas und manchmal Gehörlose, die autodidaktisch und nach persönlichem Ermessen vorgehen. Kursmaterial oder Literatur war praktisch nicht vorhanden, erwähnt werden lediglich die im Eigenverlag herausgegebene Gebärdensammlung *Die Sprache der Hände* (Mair/Rosenberg 1985, 1986) sowie handgefertigte Zeichnungen von Einzelgebärden besonders engagierter Lehrender. Ein Bewusstsein um linguistische Kategorien und grammatische Strukturen war nicht vorhanden, die Kurse waren entweder reine »Vokabelkurse« oder Übersetzungskurse, in denen deutsche Texte wortwörtlich in Gebärden übertragen wurden, was sich letztlich darin erschöpfte, hunderte Vo-

kabel des alltäglichen Lebens kennenzulernen, sich eine Notation zurechtzulegen, Vokabellisten anzulegen und diese dann auswendig zu lernen. Eine befragte Person berichtet amüsiert von ihrer stolzen Vokabelsammlung von 3.000 Einzelgebärden, mit der sie voller Eifer ihren ersten Job mit Gehörlosen antrat.

Die Kurse werden sowohl in Bezug auf die Lehrmethode und die Inhalte als auch in Bezug auf die teilnehmenden Personen als »skurril« und »kurios« beschrieben: »Da saßen noch eine Psychologin und eine Bachblütenberaterin und so, also ältere Damen, und da war ich einmal und habe mir nur gedacht, oh Gott, wo bin ich hier.« Dass in diesen Kursen LBG, also gebärdetes Deutsch, unterrichtet wurde und nicht ÖGS, wie sie von Gehörlosen untereinander verwendet wird, wurde allen bewusst, als sie aus beruflichen Gründen in Kontakt mit Gehörlosen kamen oder diesen über den Besuch von Vereinen bewusst suchten, um das Gelernte in natürlichen Kommunikationssituationen zu üben. Selbst große Gebärdensammlungen, die man im Gepäck hatte und auf die man stolz war, waren keine ausreichende Basis, um zu verstehen oder verstanden zu werden. In der Annahme, besser verstanden zu werden, verwendeten viele Gehörlose *Code-Blending*, indem sie Gebärden simultan mit deutschen Wörtern produzierten. Dies wurde anfangs als entgegenkommend empfunden, erwies sich jedoch als störend und hemmend in Bezug auf den Spracherwerb. Dass die Gehörlosen untereinander gänzlich anders kommunizierten, wurde relativ rasch klar. Zu diesem Zeitpunkt begann das anfänglich spielerische Interesse in analytische Neugier umzuschlagen. »Und irgendwie ist bei mir dann irgendwas innerlich entfacht worden«, erzählt eine der befragten Personen von ihrem erwachten Entdeckergeist.

Das Entdecken und »Aufsaugen« der Sprache wird als spannend, reizvoll und herausfordernd erinnert, war oft lustig, vielfach aber auch mühsam, beschwerlich und irritierend. So wurde das plötzlich vermehrte Auftauchen Hörender in den Gehörlosenvereinen als befremdlich empfunden, was nicht weiter verwunderlich ist, wenn man bedenkt, dass die Vereine in erster Linie als praktisches Übungsfeld für die eigenen Bedürfnisse dienten. Insofern wurden die fremden Hörenden auf Abstand gehalten:

Ich bin dann da gesessen und habe geschaut, dass ich meine Stunde oder meine eineinhalb Stunden irgendwie hinunterbiege und bin mit Bauchweh hingefahren und mit Bauchweh heimgefahren. Und die Leute/, ab und zu hat sich jemand meiner erbarmt, aber de facto war ich Störfaktor, komischer Störfaktor. Es war einfach komplett aus der Welt. Sie haben nichts mit mir anfangen können und haben auch gewusst, dass ich de facto mit ihnen nichts anfangen kann [...]. Ich wollte die Sprache lernen, und da hat ja keiner einen Sinn darin gesehen.

Nach Anfangsschwierigkeiten wurden die Fremden jedoch i.d.R. herzlich aufgenommen, wenn sie sich für die Gehörlosengemeinschaft und die Lebenswelt Gehörloser zu interessieren begannen, bisweilen sogar mit »Herzlichkeit, Freund-

lichkeit und Liebe überschüttet«, wenn sie sich auf die Gemeinschaft und ihre Kultur einließen. Auf diese Weise verwandelte sich das ursprünglich berufliche Interesse schrittweise in privates, es entstanden Gefühle von Sympathie, aus denen sich Freundschaften zu entwickeln begannen.

Doch diese neuen Freundinnen und Freunde unter den Gehörlosen vermochten auch zu irritieren und hinterließen »eigenartige Eindrücke«. Obwohl man sich auf sie eingelassen hatte, sie mit Respekt behandelte und ihre Sorgen teilte, kommunizierten sie nach wie vor anders als mit Gehörlosen. Vor allem ältere Menschen weigerten sich in Gesprächen mit ihnen ohne Stimme zu gebärden, die meisten blieben hartnäckig bei einer LBG-Variante und eine befreundete Gebärdensprachlehrerin lehnte es selbst in einem Gebärdensprachkurs strikt ab, »kurz« zu gebärden und den Teilnehmer*innen diese Form der Kommunikation, also ÖGS, beizubringen, mit der Begründung, man müsse zunächst »schön gebärden« lernen und könne die Artikel und Präpositionen ja dann ohnehin, wenn nötig, weglassen. In der Öffentlichkeit, außerhalb der Vereine, möge man sich mit dem Gebärden möglichst zurückhalten. Nach meist längerer Initiationszeit wurde schließlich ohne Erklärung oder Begründung in wachsendem Maße dazu übergegangen, in ÖGS und ohne Stimme zu kommunizieren. »Und da war ich dann sehr glücklich« wird erzählt, »weil so die Schönheit der Sprache einfach in den Vordergrund tritt« und man Gehörlose erleben konnte, die »gebärdeten wie Musik«. Das Vertrauen Gehörloser, sich nunmehr in ihrer Sprache mit ihnen zu unterhalten, erleichterte den ÖGS-Erwerb, brachte aber auch Gefühle von Unsicherheit, Angst und Scham mit sich, zumal man sich häufig nicht ausdrücken konnte oder nicht verstand.

Durch den Besuch von Vereinen, den Aufbau persönlicher Beziehungen und die kontinuierliche Verbesserung der ÖGS-Kompetenz begann das »spannende« Wahrnehmen, Erleben und Hineinversetzen »in dieses Leben« Gehörloser, das sich »im Untergrund« vollzog und von der gewohnten Lebenswelt z.T. erheblich unterschied: die Gehörlosenkultur, die schließlich ebenso faszinierte und irritierte wie zunächst die Sprache. Sie wird, ähnlich wie von Cudas (siehe Kapitel 7.2.1), als eine Kultur der Verbundenheit geschildert, in der »Gemeinschaft vorgelebt wurde«, und die von persönlichen Kontakten und familiärem Zusammenhalt nach innen und Vorsicht, wenn nicht Misstrauen, nach außen geprägt war. Waren die fremden Hörenden in der Gemeinschaft akzeptiert worden, wurden sie eng an diese gebunden, galt das Private, wie man bald bemerkte, nicht als privat, sondern als gemeinschaftlich. So erzählt eine der befragten Personen, als junge*r Sozialarbeiter*in in ihrem Überchwang relativ rasch symbolische Handlungen und »Regeln« übernommen und dies erst bemerkt zu haben, als sie bei Kolleg*innen auf Unverständnis und Kritik stieß. Ihr wurde angekreidet, die Grenze zu ihrer Privatsphäre sorglos überschritten zu haben, als sie begann, ihre Klient*innen zur Begrüßung auf beide Wangen zu küssen, oder davon erzählte, Gehörlose hätten zu einem festlichen Anlass bei ihr zu Hause geklingelt und einen Blumenstrauß vorbeigebracht. Sie beschreibt dieses

Erleben der Kritik und Bewusstwerdung ihrer Handlungen als »Kultur-Clash«, der sie im ersten Moment an ihrer »Berufsehre« und ihrem »Berufsbild« zweifeln ließ, zumal sie ein solches Verhalten in einem anderen, früheren beruflichen Kontext niemals geduldet hätte.

Viele »Regeln« waren neu, ungewöhnlich und manchmal auch irritierend, manche wurden schneller internalisiert als andere. Dass die Grenze zwischen der privaten und der beruflichen Sphäre anders verlief, private Besuche dem Gebot der Höflichkeit geschuldet waren und das Mitwirken bei Festen sowie die Teilnahme an Veranstaltungen, Ausflügen oder anderen Aktivitäten der Gemeinschaft erwartet wurden, wurde relativ rasch gelernt. Harlan Lane, Robert Hoffmeister und Ben Bahan (1996: 70–76) stellen in ihrer *Journey into the DEAF-WORLD* eine Reihe von Denkmustern, symbolischen Werten und Verhaltenskonventionen vor, die jenen der österreichischen Gehörlosengemeinschaft stark ähneln. Dazu zählen u.a. Augenkontakt und eine ausgeprägte Mimik, ein geringerer Grad interpersoneller Distanz, bestimmte Begrüßungs- und Verabschiedungsrituale, ein anderes Zeitempfinden, eine andere Vorstellung von Höflichkeit und Vertraulichkeit, das Verschmelzen von Privatem und Nicht-Privatem, das kollektive Treffen von Entscheidungen, Direktheit, Humor und das Vergeben von Gebärdennamen, die für Hörende mitunter beleidigend wirken.

»Wirkliche Freundschaften« entstanden meist mit Gleichaltrigen, obwohl auch sehr enge Kontakte mit älteren Gehörlosen gepflegt wurden. Die damals junge Generation wird als »lockerer«, »kritischer« und »mutiger« bezeichnet, mit der Zeit bildete sich eine »junge Szene« heraus, die mit dem »Aufbrechen alter Strukturen« begann, die »aufmischte« und die überlieferten »Schutzmechanismen« verlor, was als »ein bisschen gefährlich, aber auch nett« erinnert wird. Sie entwickelte einen anderen Habitus, der nicht mehr von Scham und Schutz geprägt war, sondern einen Aufbruch in ein größeres Selbstbewusstsein einläutete. Diesem Selbstbewusstsein begegnete man, auf der Suche nach weiteren Kontakten und Informationen aus beruflichen ebenso wie privaten Gründen in der Folge auch im Ausland, wo Kinder sogar bunte Hörgeräte trugen, Gehörlose offen auf der Straße gebärdeten, ihre Sprache und Kultur pflegten und erforschten, Kulturtage und Fachkongresse organisierten und ungehemmt Forderungen stellten.

Die Kenntnis des Deutschen wie der ÖGS führte im Umfeld der gehörlosen Familie und der Verbände, in beruflichen Zusammenhängen wie im Kontakt mit gehörlosen Bekannten schließlich zu ersten Dolmetschungen. Im Folgenden soll aufgezeigt werden, in welchen Zusammenhängen die ersten Ad-hoc-Dolmetschungen stattfanden, wie sie von den Befragten erinnert, klassifiziert und bewertet werden und aus welchen Gründen und in welcher Form schließlich Prozesse der Habitualisierung und Institutionalisierung einsetzten.

7.3 Ad-hoc-Einsätze und habitualisierte Translation

Horst Ebbinghaus und Jens Heßmann (1989: 119) und Grbić (1997) bezeichneten das Gebärdensprachdolmetschen in Deutschland bzw. Österreich vor Beginn der Professionalisierungsvorhaben als Tätigkeit mit »Notdienstcharakter« bzw. »Fall für Notfälle«. Dies entspricht zwar insofern der sozialen Praxis, als einzelne Dolmetschhandlungen zweifellos häufig ad hoc stattfanden bzw. als solche wahrgenommen wurden, ist aber als Pauschalbewertung zu undifferenziert, da sich, wie im Kapitel 6 gezeigt werden konnte, Translationstätigkeiten relativ rasch habitualisierten und in bestimmten sozialen Welten auch institutionalisierten. So war heteronom ebenso wie autonom organisierte Translation bereits weit vor Beginn der erster Professionalisierungstendenzen zu verzeichnen.

7.3.1 Das Dolmetschen, das aus mir kam⁶

Auffällig ist, dass die ersten Dolmetschhandlungen jener Personen, die als Erwachsene in die Gehörlosenwelt eingetreten waren, nur schlecht erinnert werden. Sie scheinen keinen großen Eindruck hinterlassen zu haben, wurden nicht gesondert memoriert und kommen im Verlauf der Gespräche erst sukzessive zu Tage. Eine der befragten Personen betont zunächst sogar mit Nachdruck, sie habe vor ihren ersten »offiziellen« Einsätzen »überhaupt nicht, [...] überhaupt nicht« gedolmetscht, was sich im Verlauf des Gesprächs als falsch erweist. Eine andere Person meint, sie habe erst nach Besuch einer einjährigen Weiterbildung zu dolmetschen begonnen, und korrigiert dann:

Vielleicht das eine oder andere Mal, wenn jemand gefragt hat. Ich kann mich jetzt gar nicht mehr erinnern. Also, ich wüsste jetzt nicht (.). Intern, so kleine Sachen, ja. Aber auch immer nur für [Name].

Die ersten Dolmetschungen werden demnach im ersten Moment nicht als solche kategorisiert, sie waren unauffällige Neben- oder Teilprodukte anderer Tätigkeiten und Verantwortlichkeiten. Die Befragten standen am Anfang ihrer »eigentlichen« beruflichen Karriere, deren Aufgaben und Herausforderungen sie mit Engagement begegneten. Ihr Interesse und ihre Wissbegierde galten der Sprache und der Kultur Gehörloser, während das Dolmetschen noch keine Aufmerksamkeit erregte und somit keine gesonderte Kategorie erforderte: »Man hat es einfach gemacht, ohne sich viel Gedanken darüber zu machen.«

Im Zuge der allmählichen Erinnerung an die ersten Dolmetschungen werden sich die Befragten gewahr, dass diese aus heutiger Perspektive erstaunlich rasch er-

6 Die Überschrift ist einem Interview entnommen: »Also ist das Dolmetschen eigentlich mehr oder weniger aus mir gekommen.«

folgten. Rückblickend bewerten sie ihre damaligen ÖGS-Kenntnisse als höchst rudimentär, da sie Schwierigkeiten hatten, sich auszudrücken und zu verstehen und in einigen Fällen erst seit wenigen Monaten die Sprache lernten. Eine Person berichtet davon, eine Gehörlose im Rahmen einer Feier in ihrem beruflichen Kontext bereits nach drei Monaten gedolmetscht zu haben und nach acht Monaten von ihrem Arbeitgeber zu ihrem ersten externen Einsatz bei Gericht geschickt worden zu sein. Die ersten Dolmetschungen waren auf einen kleinen Personenkreis, wie Freund*innen, Kolleg*innen oder Klient*innen, beschränkt, fanden meist in vertrauter Umgebung statt oder waren, so sie in seltenen Fällen extern erfolgten, thematisch eng an das eigene Fachgebiet gekoppelt. Man habe »ein bisschen unterstützt« und sei »eingesprungen«, es geschah »ungeplant« und »ad hoc«, wenn sich die »Notwendigkeit ergeben« hat. Diese ersten Dolmetschhandlungen – »kleine Sachen« – werden als zusätzlich anfallende Tätigkeiten rekonstruiert, die als integraler Teil der beruflichen Lebenswelt empfunden wurden:

Also, währenddessen habe ich nicht wahrgenommen, dass ich dolmetsche, obwohl ich sicher viel gedolmetscht habe, sondern ich habe mich als [Sozialarbeiter*in] gesehen.

In der Schule wurde man etwa zu Besprechungen mit gehörlosen Eltern oder Mitarbeiter*innen geholt, in Sozialprojekten dolmetschte man ad hoc für gehörlose Klient*innen und Kolleg*innen, in der Seelsorge Gespräche mit dem Priester und Gespräche mit Hörenden bei Ausflügen der Gemeinde, an der Universität Besprechungen mit hörenden und gehörlosen Kolleg*innen und im Gehörlosenverein Telefonaute und Gespräche mit Vertreter*innen diverser Behörden.

Das Dolmetschen ergab sich aber nicht einfach, man wurde vielmehr von Kolleg*innen oder Arbeitgeber*innen dazu aufgefordert, man würde fast meinen, schonungslos dazu angehalten, wenn man die Unerfahrenheit der »Dolmetscher*innen« bedenkt. Um in der jeweiligen Sphäre zum Dolmetschen »geholt« zu werden, genügte die Annahme, man könne gebärden. Translation wurde als unproblematisch, als eine Art natürliche Disposition und Nebeneffekt der – mehr oder weniger vorhandenen – Sprachkenntnis angesehen: »[Der/Die] kann Gebärde! Und wir brauchen das« oder: »Komm her. Du kannst das. Da war kein Reglement da [...]. Sie haben geglaubt, ich kann es, und ich habe geglaubt, ich kann es.« Bestanden Selbstzweifel, wurden diese umgehend ausgeräumt: »Ich habe gesagt, ich kann das nicht, und die haben gesagt, du machst das, du kannst gebärden und fertig.« Auf diese Weise wurde man »immer wieder ohne irgendetwas zu können in irgendwelche Situationen hineingeworfen [...], gezwungenermaßen, weil man überredet worden ist.« So ließ man sich aus Unbedarftheit, in Ermangelung des Bewusstseins über die Komplexität der Aufgabe oder aus Gründen der Kollegialität, »ohne viel nachzudenken« auf »neue Situationen« ein. Neben dem unilateralen Auftrag, der keine Ablehnung vorsah, findet sich eine weitere Form der Rekrutie-

rung, die als bilaterale Mobilisierung bezeichnet werden soll. Darunter werden Freundschaftsdienste für jene Gehörlosen verstanden, zu denen man eine enge persönliche Beziehung entwickelt hatte. Die Mobilisierung wird insofern als bilateral bezeichnet, als sie als Bitte an die und gleichzeitig als Angebot der translatorisch tätigen Person beidseitig erfolgte. Die Tatsache, dass man mit diesen Gehörlosen meist privat wie beruflich verbunden war, trug zur partiellen – auf bestimmte Personen bezogenen – Aufhebung der Grenzen zwischen beruflicher und privater Sphäre bei. Die Flexibilität dieser Grenze zeigt sich darin, dass die Durchlässigkeit auf andere, der bzw. dem Gehörlosen nahestehende Personen ausgeweitet werden konnte:

Und dann diese Herausforderung, das eine oder andere auch für andere mit zu dolmetschen. Wobei man ganz ehrlich sagen muss, intern ist es immer irgendwie über die Familie, über die [gehörlose] Großfamilie [Name] gegangen.

Schließlich ist als dritte Form die eigeninitiative Mobilisierung anzuführen, die keinen Auftrag von außen erfordert, sondern ein Angebot an die Umgebung darstellt. Dieses Verhalten kann extrinsisch wie intrinsisch motiviert sein. In Bezug auf Ersteres liegt dem Dolmetschen das Handlungsziel zugrunde, zur Problemlösung beizutragen, indem Kommunikation und Verständnis ermöglicht wird, wo Kommunikation und Verständnis andernfalls nicht zustande kommen. Neben diesem »idealistischen Ansatz«, der zweifellos auch Aussicht auf Gratifikationen in Form von Lob und Anerkennung bietet, liegt der eigeninitiativen Mobilisierung auch das intrinsische Bedürfnis nach persönlichem Wachstum und Selbstentfaltung zugrunde. Das Ziel des Dolmetschens liegt hierbei nicht in der Konsequenz der Handlung, sondern in der Genugtuung des Erlebens der Aktivität. Es vermag zu Flow-Effekten führen und »Hochgefühle« auslösen, ermöglicht es, die eigene Leistung und Kompetenz zu spüren und bietet als Nebeneffekt die Möglichkeit der Sprachvervollkommnung.

Ebenso rasch wie die ersten Dolmetschhandlungen erfolgten, begann sich die Tätigkeit zu habitualisieren. Je mehr man mit Gehörlosen zu tun hatte, desto »logischer« wurde es in der eigenen Wahrnehmung ebenso wie in jener der anderen, im Rahmen der beruflichen Tätigkeit vermehrt zu dolmetschen. Der rasche Prozess, ohne ausreichende Kompetenzen oder nennenswerte Erfahrung, »schlagartig« immer mehr, immer längere und immer komplexere Einsätze wahrnehmen zu müssen, wird von einer Person als »klassische Einsteigergeschichte« bezeichnet. Während man sich zu Beginn über das Dolmetschen »keine Gedanken machte«, »Regellosigkeit« herrschte, »kein Reglement« und »keine Kontrolle« vorhanden waren, begannen sich im Zuge der Habitualisierung sukzessive gewisse Gewohnheiten und wiederkehrende Muster auszubilden. Vorbilder hatte man jedoch keine, denn andere, erfahrene oder beedete Dolmetscher*innen kannte man nicht: »Also ist das Dolmetschen eigentlich mehr oder weniger aus mir gekommen.«

Wie in Kapitel 6.2 ausgeführt, wird die »regellose«, d.h. habitualisierte translatorische Tätigkeit als alltägliche soziale Praxis verstanden, die keiner formalen Einrichtung bedarf und keinen institutionellen Effekt erzielt bzw. eine sehr eingeschränkte Affektivitätsfähigkeit hat. Die Handlungen der befragten Dolmetscher*innen sind Teil ihrer Alltagsbewältigung, die insofern keiner formalen Einrichtung bedürfen, als sie aufgrund einer punktuellen Notwendigkeit einerseits und der angenommenen Gebärdensprachkompetenz andererseits bei Bedarf zustande kommen. Diese translatorischen Tätigkeiten haben keine bestimmte Ordnung, keine spezifische Temporalität und sind nicht auf spezielle Räume eingeschränkt, da sie überall zu beobachten sind. Vereinbarungen über Ordnung, Dauer und Ort werden jeweils ad hoc getroffen oder entwickeln sich im Rahmen der jeweiligen Dolmetschhandlung. Die Rekrutierung erfolgt durch unilateralen Auftrag, bilaterale oder eigeninitiative Mobilisierung. Der örtliche Radius ist zunächst eng, als im vertrauten Radius des eigenen Büros, der eigenen Schule, Kirche etc. gearbeitet wird. Ebenso ist der Kreis der zu bedolmetschenden Personen klein und bekannt, als diese aus dem nahen, meist beruflichen Umfeld stammen. Die Grenze zwischen beruflicher und privater Sphäre wird in Fällen der Freundschaft mit Arbeitskolleg*innen aufgehoben und kann sich auf das nähere Umfeld der gehörlosen Person ausweiten. Die Dolmetscher*innen handeln individuell, unbefangen und kreativ. Es gibt keine Vorbilder, die kopiert oder kritisiert werden können, möglicherweise werden sie (noch) nicht wahrgenommen. Der Reflexionsgrad ist gering, es gibt kaum Austausch und es entwickeln sich noch keine typischen Praktiken und Diskurse. Das Problem des Nicht-Verstehen-Könnens wird ad hoc wahrgenommen und nicht als Leitproblem. Die Tätigkeit ist Arbeit und Spiel, beruflich und privat und hat fluide, aber auch stabilisierende Momente. Grenzziehungsarbeit spielt noch keine nennenswerte Rolle. Die zunehmende Habitualisierung und damit einhergehende erste Institutionalisierungstendenzen werden in Kapitel 7.4 behandelt. Das nächste Kapitel befasst sich mit den ersten Dolmetscheinsätzen der Codas.

7.3.2 Dolmetschen als Teil von mir⁷

Hörende Kinder stellen für ihre gehörlosen Eltern die gleichsam natürliche Verbindung zu der mit Argwohn betrachteten hörenden Welt dar. Lane, Hoffmeister und Bahan (1996: 171) bezeichnen sie infolgedessen als »critical link to the alien hearing culture, a source of information for making decisions, and a spokesperson for the family«, Oya Ataman (2008: 249) geht sogar soweit, sie aufgrund ihres Gehörsinns, der den Eltern nicht zur Verfügung steht, als »organic extension of another person« zu charakterisieren.

7 Die Überschrift entstammt folgender Aussage aus einem Interview: »Also das ist ein Stück weit Teil von mir.«

Wie in Kapitel 7.2.1.1 ausgeführt wurde, stellen die gehörlosen Kernfamilien ebenso wie die erweiterte Familie der Gehörlosengemeinschaft zentrale emotionale Referenzpunkte der befragten Codas dar. Das Leben in dieser Kultur der Verbundenheit und Lebendigkeit wird vor allem als Bereicherung erinnert. Die ÖGS wird – ungeachtet, ob sie in der Familie verwendet wurde oder aufgrund eingetragener negativer Bewertungen tabuisiert war – nicht nur rein pragmatisch als funktionierender Kommunikationskanal der Familie und der Gehörlosengemeinschaft beschrieben, sondern ist mit subjektiven ästhetischen und affektiven Empfindungen belegt. Die multiplen Zugehörigkeiten zur gehörlosen und hörenden Welt gestalten sich durch konfligierende Konstruktionen der jeweilig anderen Welt durch Erwachsene zwar insofern kompliziert, als sie in Rückzug ebenso wie in Stolz münden können, sind jedoch nicht von einem »drama of belonging« (Preston 1995b: 1466) begleitet. Darüber schätzen sich die Befragten glücklich, zumal sie Codas kennen, die bis heute ihren Platz in der Gesellschaft nicht gefunden haben und mit ihren Identitäten hadern.

Dolmetschtätigkeiten der hörenden Kinder sind in allen Familien die Regel, in den eigenen, aber auch in den Familien gehörloser Bekannter oder Verwandter. Dies deckt sich mit den Ergebnissen Prestons (1996) und Napiers (2021). Doch ebenso wie sich die Kommunikationsstile der Familien unterscheiden, so unterschiedlich ist der Umgang mit den Kinder-Dolmetscher*innen und so divergierend die Rekonstruktionen dieser Tätigkeiten in Kindheit und Jugend. Ebenso wie die Befragten, die erst als Erwachsene mit Gehörlosen und Gebärdensprache in Kontakt kamen, erinnern sich auch die befragten Codas an ihre ersten Einsätze nicht oder nur schematisch. Was sie allerdings in Erinnerung behielten, ist, bereits in sehr jungen Jahren zu dolmetschen begonnen zu haben. Lediglich jene befragte Person, die hartnäckig dafür kämpfen musste, ÖGS verwenden zu dürfen, schildert ein konkretes Erlebnis, das für sie den Eintritt in das Dolmetschleben markiert: Als bei einem Vereinsausflug in einen Weinkeller der Führer zu sprechen ausholte, ergriff sie die Initiative und machte ihn darauf aufmerksam, dass die Gehörlosen seinen Ausführungen nicht folgen könnten. Nach einer kurzen Besprechung mit dem gehörlosen Vater, in der sie ihn bat, den Vortrag für die Gehörlosen gebärden zu dürfen, setzte sie dieser auf seine Schultern. Sie versuchte die Weinführung »halt sinngemäß [...] zu deuten«, was sich als schwieriger herausstellte, als sie vermutet hatte. Da sie nicht alles verstand, fasste sie zusammen, ließ einiges aus und fragte hin und wieder nach Vokabeln, wenn sie den Mut dazu aufbrachte.

Das Spektrum der Realisierungsformen der habitualisierten Translationstätigkeit war in der Kindheit und Jugend der Befragten breit. Die Kinder wurden darum gebeten, von zu Hause aus telefonisch Termine zu vereinbaren, am Telefon zu dolmetschen oder selbstständig Auskünfte einzuholen sowie Schriftstücke zu verfassen oder zu korrigieren. Sie wurden zu Hause als Dolmetscher*innen eingesetzt, wenn unerwartet mit hörenden Personen, etwa Versicherungsvertretern, kommu-

niziert werden musste. Sie begleiteten ihre Eltern, wenn »Dinge zu regeln waren«, was von Behördengängen über Bankgeschäfte bis zu Elterngesprächen reichte. Die Eltern schickten die Kinder gelegentlich auch alleine los, um Aufträge außer Haus zu erledigen. Ebenso erwähnt werden translatorische Tätigkeiten im Verein. Dazu zählen eigeninitiativ vorbereitete Übersetzungen z.B. von Weihnachtsliedern und deren feierliche Präsentationen auf der Bühne, Dolmetschtätigkeiten bei Ausflügen ebenso wie das Dolmetschen in formelleren Situationen anlässlich von Feiern sowohl auf der Bühne als auch bei Gesprächen mit Gemeindepolitiker*innen oder Beamt*innen. Und schließlich wurden sie als Jugendliche bisweilen gebeten, Verwandte oder Bekannte als Dolmetscher*innen zu begleiten. Sherwood (1987: 14) spricht in diesem Zusammenhang, wie bereits erwähnt, von der sukzessiven Herausbildung eines Systems des »interpreter borrowing«, wenn Codas zunächst für primäre Dolmetschtätigkeiten innerhalb der Familie eingesetzt und in späterer Folge im Rahmen sekundärer translatorischer Tätigkeiten an befreundete Familien »verborgt« werden (siehe Kapitel 6.2). Die habitualisierten Translationstätigkeiten werden von den Befragten dadurch abgegrenzt, als sie als »privat« gekennzeichnet und als »kleine Aufgaben«, »kleine Sachen« oder »Gefälligkeiten« verniedlicht werden, die man als Kind oder Jugendliche*r eben erledigt, wenn sie von den Eltern eingefordert werden. Dolmetschtätigkeiten für gehörlose Verwandte und Bekannte werden als »Freundschaftsdienst« ausgewiesen, das Dolmetschen im Rahmen formellerer Situationen im Verein wird als Beginn »richtiger Dolmetscharbeiten« kategorisiert (vgl. dazu auch Napier 2021: 277).

Die translatorischen Tätigkeiten wurden zwar ad hoc vergeben, indem man jeweils gebeten wurde, »da und dort« anzurufen, »weil man das so schön kann«, oder mitzugehen, um »dem Herrn das und das und das zu sagen«, sie wiesen aber bestimmte Konventionen auf und entwickelten dadurch bereits früher stabilisierende Tendenzen als dies bei jenen der Fall war, die im Berufsleben mit dem Dolmetschen begannen.

Dies betrifft konstantere Beziehungsmuster, die sich durch die Auswahl der Dolmetsch-Kinder ergab. Während in einigen Familien die Dolmetschtätigkeiten unter mehreren Kindern aufgeteilt wurden bzw. diese die Aufteilung der Aufgaben, als sie etwas älter waren, untereinander aushandelten, war in anderen Familien trotz mehrerer Geschwister jeweils einem Kind die Rolle des designierten Dolmetschers bzw. der designierten Dolmetscherin zugewiesen worden. In einem Fall wird dieser Umstand damit begründet, dass die drei Geschwister jeweils einer erwachsenen Person in der Familie, der Mutter, dem Vater und der Großmutter zugeordnet waren. Als »Papa-Kind« war das Mädchen angehalten, den Vater, der in der Familie die externen Geschäfte führte, zu unterstützen, während das »Mama-Kind« und das »Oma-Kind« nicht mit Dolmetschaufgaben betraut wurden. In einer anderen Familie bestand der Grund darin, dass nur ein Mädchen die Gebärdensprache beherrschte, während sich die anderen Kinder dem Sprechgebot gebeugt hatten und mit den El-

tern ausschließlich auf Deutsch kommunizierten. In beiden Familien waren die Gebärdensprachkenntnisse der anderen Kinder rudimentär bis nicht vorhanden. Die Befragten erinnern sich, beide Konstellationen auch in anderen gehörlosen Familien beobachtet zu haben. Die bisherige Forschung zeigt, dass die Wahl häufig auf Mädchen und Erstgeborene fällt, was auch im Fall der Befragten zutrifft (vgl. Preston 1996; Moroe/de Andrade 2018; Napier 2021). Ebenso kannte man Familien, in denen sich hörende Großeltern zu Familiendolmetscher*innen erklärten, was zwar einerseits als nützliche Unterstützung der Familie und Entlastung der Kinder empfunden, andererseits jedoch auch als höchst problematisch beurteilt wird, da, wenn Dolmetschtätigkeit mit Entscheidungskompetenz gleichgesetzt wird, die Eltern ihr Leben ohne Möglichkeit der Selbstbestimmung in Abhängigkeit verbringen müssen.

Dolmetschen war »gang und gäbe« und wird als kollektiver »Teil des Familienlebens« ebenso wie als individueller »Teil von mir« wahrgenommen. Es war einerseits familiäre Selbstverständlichkeit, andererseits erfuhren die Befragten im Erwachsenenalter, dass diese habitualisierte Praxis der an die Kinder übertragenen Verantwortung den Eltern nicht immer leicht fiel. Dies mag unterschiedliche Gründe gehabt haben, wird vermutet, möglicherweise war es Scham, möglicherweise auch die moralische Befangenheit, ihre Kinder nicht allzu extensiv für ihre Belange arbeiten zu lassen. Wenn es Eltern gelang, neben den Kinder-Dolmetscher*innen auch andere Möglichkeiten der Kommunikation mit der hörenden Welt aufzutun, wird dies als »gutes Zusammenspiel« bezeichnet. Manchmal versuchten sich die Eltern alleine durchzuschlagen, einige konnten gut Deutsch und hatten eine verständliche Aussprache, oder sie baten die Kinder, gewisse Dinge vorab am Telefon zu klären, um dann selbstständig die jeweiligen Termine außer Haus wahrzunehmen. In einer der Familien waren »die Eltern [...] unbewusst richtig unterwegs«, zu Arztbesuchen wurden deren Kinder nie herangezogen. Wenn ein Dolmetscher oder eine Dolmetscherin – meist ebenso Codas, die ehrenamtlich oder für eine kleine Aufwandsentschädigung Dolmetschdienste für den Verein versahen – greifbar war, wurden diese für »wichtige Sachen« herangezogen. Meist war dies aber ohnehin nicht möglich, zudem wurden viele Angelegenheiten als zu privat oder intim empfunden, was wiederum gegen Personen außerhalb des engsten Familienkreises sprach. Die Gehörlosengemeinschaft war klein und man fürchtete Tratsch. Dass die translatorischen Aufgaben der Kinder entgegen ihrer eigenen Wahrnehmung in einem gewissen Rahmen gehalten wurden, um die Kinder nicht allzu sehr zu belasten, soll durch ein Beispiel illustriert werden. So erzählt eine der befragten Personen, dass sie ihrem Vater noch Jahrzehnte nach dessen Tod »Abbitte leisten« müsse, weil ihr als Kind nicht bewusst war, dass er versucht hatte, seine Kinder so gut es ging zu schonen. Bewusst wurde den Geschwistern dies, als er gestorben war und sie in seinen Unterlagen zahllose Briefvorlagen fanden, die er gesammelt hatte, um nicht jedes Mal aufs Neue seine Kinder um Hilfe bitten zu müssen.

Auch wenn das Dolmetschen für die Kinder und Jugendlichen zum familiären Alltag gehörte und keine Einzelhandlung darstellte, funktionierte es nicht immer so reibungslos, wie die Eltern es annahmen oder wie man es sich selbst gewünscht hätte. Den Eltern fiel es schwer, zu begreifen, dass ihre Kinder manchmal Verständnisschwierigkeiten hatten. Dies dürfte in der bereits erwähnten Überzeugung Gehörloser, Hören sei mit Verstehen gleichzusetzen, begründet sein. Offenbar konnten die Eltern nicht nachvollziehen, weshalb die translatorischen Tätigkeiten nicht so vonstattengingen, wie es ihrer Vorstellung entsprach und warum sie nicht jene Antworten oder Informationen erhielten, die sie erwartet hatten. Handelte es sich um komplexe Themen bürokratischer oder finanzieller Natur oder unbekanntere Fachbereiche, behelfen sich die Kinder mit Auslassungen, Zusammenfassungen, sinngemäßen Übertragungen oder dem Dolmetschen nur jener Aussagen, die sie als wichtig erachteten. Das Produkt löste bisweilen Erstaunen aus, wie eine der befragten Personen anhand einer gebärdensprachlichen Äußerung ihres Vaters exemplifiziert: »KOMISCH, MANN GEREDET-SO-VIEL, DU SO-WENIG.« Auch telefonische Dolmetschdienste konnten zu Missverständnissen führen, wie eine weitere Person schildert. Erhielt man am Telefon nicht die erwünschte Information, nahmen die Eltern an, das jeweilige Kind habe die Frage nicht richtig gestellt. Dass man eine Stelle angerufen haben könnte, die nicht zuständig ist, wurde nicht in Betracht gezogen. Infolgedessen wurde das zweite und gegebenenfalls danach auch das dritte Kind mit derselben Aufgabe betraut, was hin und wieder klappte, weil sich das Kind tatsächlich anders ausdrückte, eine andere Person in der Leitung war oder, was eher der Fall war, der Gesprächspartner oder die Gesprächspartnerin einfach Mitleid hatte.

Der Dolmetschtätigkeit wird grosso modo keine besondere Bedeutung zugeschrieben, sie wird weder als besonders negativ noch als besonders positiv erinnert, sondern als Bestandteil der alltäglichen Lebenswelt beschrieben, der »begrenzt Spaß machte«. Eine der befragten Personen meint, es wäre für sie nicht anderes gewesen, als den Mülleimer hinuntertragen zu müssen – auch das habe ihr nicht immer gefallen. Als belastend werden einzelne Situationen empfunden, in denen sich die Kinder durch die Komplexität des Themas oder der Situation überfordert fühlten. Die größte Belastung empfanden die designierten Familiendolmetscher*innen, denen die gesamte Verantwortung für die außerfamiliäre Kommunikation überantwortet worden war und die Aufgabe nicht mit ihren Geschwistern teilen konnten. Das Dolmetschen übte aber auf die Kinder auch Faszination aus, weil sich durch ihre »Unterstützung« zwei Menschen, die sich nicht verstehen, plötzlich unterhalten konnten. Häufig wurde daher bereits das Funktionieren der Kommunikation als Gratifikation empfunden. Sie freuten sich, wenn die Dolmetschungen klappten, und insbesondere, wenn es ihnen gelungen war, eine herausfordernde Aufgabe zu meistern. Besonders glücklich machte sie die Freude der Eltern über ihre Fähigkeiten und die Anerkennung der vielen Gehörlosen bei

Auftritten im Verein, sie freuten sich über Schokolade und andere kleine Geschenke und genossen den Stolz der Eltern:

Als ich vierzehn war, hat es ein Telefon gegeben bei uns. Da gab's von jedem ein Foto. Der Papa hat jeden einzelnen von uns fotografiert. [Name 1] mit Telefon. [Name 2] mit Telefon, [Name 3] mit Telefon. Das hat er unbedingt fotografieren müssen, weil er total stolz drauf war.

Einen Kernaspekt des Familiendolmetschens stellt somit die Reziprozität dar, d.h. der Tausch von Gaben, die materieller, aber vor allem emotionaler Natur waren. Manchmal konnten die Kinder richtiggehend Spaß am Dolmetschen entwickeln, sie verspürten »diesen Kick«, genossen es, alle Blicke auf sich zu ziehen, im Mittelpunkt zu stehen und Beifall in Form von Aufmerksamkeit, Bewunderung und Lob zu erhalten. Napier (2021) weist anhand einiger Beispiele darauf hin, dass Dolmetsch-Kinder durch das Medieninteresse heute auch von hörender Seite Aufmerksamkeit erhalten und durch internationale Medienpräsenz eine exotisierende Rolle zugeschrieben bekommen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass bei der Kulturform des Familiendolmetschens habitualisierte und organisierte, reziproke und normative Momente in unterschiedlichem Maße ineinandergreifen. Translatorische Tätigkeiten in der Familie sind meist habitualisierte Alltagshandlungen, die nicht besonders markiert sind, sie können in Form von designierten Familiendolmetscher*innen und Leihdolmetschen in der sozialen Nahwelt in organisierterer Form auftreten und nehmen im Verein mitunter die Form autonom organisierter Arbeit an. Das Dolmetschen für die Eltern ist einerseits von Gefühlen der Liebe, also innerfamiliärer Reziprozität, und andererseits durch Bande der Obligation geprägt. Zwar dominiert in der Kultur der Verbundenheit die Reziprozität, doch scheint sich in Familien, in denen die Tätigkeit durch die Einrichtung designierter Dolmetscher*innen organisiertere Züge aufweist, das Dolmetschen als Pflichtübung eingepreßt zu haben. Auch Napier (2021: 290) spricht in ihrer rezenten Studie von einer komplexen Verwobenheit von Familienverantwortung und Kooperationswillen. Neben diesen extrinsischen und relationalen Momenten, die das Verhalten steuern, ist schließlich auch ein intrinsisches, performatives Moment zu verzeichnen, nämlich die Selbstinszenierung als Dolmetscher*in, bei der die Präsentation der eigenen Kunstfertigkeit und der Genuss ungeteilter Aufmerksamkeit im Zentrum stehen. Der Großteil der Einsätze ist allerdings unilateral beauftragt, eigeninitiative Mobilisierung findet seltener statt und die kooperative Form der bilateralen Mobilisierung ist bei Kindern nicht zu beobachten. Abschließend sei nochmals darauf hingewiesen, dass es sich um Erinnerungen an Dolmetschtätigkeiten handelt, die Jahrzehnte zurückliegen. Aktuelle Studien zu dolmetschenden hörenden und gehörlosen Kindern gehörloser Eltern, die auch auf Generationenunterschiede, den Einfluss neuer Technologien und die

Tatsache, dass heute professionelle Dolmetscher*innen zur Verfügung stehen, ein- geht, finden sich bei Napier (2021).

Doch wie wird das Phänomen der habitualisierten Translation von den handelnden Akteur*innen, den Codas ebenso wie jenen, die als Erwachsene zu dolmetschen begannen, bezeichnet? Welche Möglichkeiten stehen ihnen aus heutiger Perspektive mental und sprachlich zur Verfügung, um die Tätigkeiten einzuordnen und zu benennen? Bilden sie in der Erinnerung eine gedankliche Einheit der Erfahrungswelt? Und erhalten sie rückblickend im Vergleich zu anderen Formen der Translation eine distinktive Identität?

7.3.3 Die Praxis des Sozusagen-Dolmetschens

In den Schilderungen ihrer frühen Dolmetschtätigkeit fällt bei allen Befragten diskursive *boundary work* auf. Dies äußert sich zum einen durch Unsicherheiten bezüglich der Kategorisierung einzelner Tätigkeiten bzw. Techniken als dem »Dolmetschen« zugehörig, zum anderen dadurch, dass sie die Tätigkeit aus dem Blickwinkel ihrer heutigen normativen Rolle im Sinne Goffmans (1961/2013: 85) (und möglicherweise auch in Anbetracht des Hintergrundes der Interviewerin) direkt oder metadiskursiv hinsichtlich ihrer Prototypikalität als Randphänomen und hinsichtlich ihres evolutionären Charakters als unausgereift darstellen. Dies ist insofern aufschlussreich, als keine Frage darauf abzielte, die habitualisierte Dolmetschtätigkeit zu bewerten. Die pragmatische, wohlwollende und manchmal mit Ironie unterlegte Distanzierung von der eigenen historischen Praxis äußert sich in Formulierungsproblemen und kann auf Diskursebene u. a. an depräzisierenden Heckenausdrücken, prosodischen Gesprächselementen wie Zögern – etwa ungefüllte Pausen und Verzögerungspartikeln – sowie Selbstkorrekturen, z. B. in Form von Paraphrasen, festgemacht werden.

Schwierigkeiten bei der Klassifizierung bestimmter kommunikativer Handlungen als translatorisch haben vor allem Codas. Dies kann u. a. damit begründet werden, dass die Palette der kommunikativen Unterstützungsformen für ihre Eltern und das nähere Umfeld sehr breit war. Zu den schwer zu kategorisierenden Tätigkeiten zählt z. B. das Verfassen von Briefen vorgegebener Inhalte, »also diese Schrift-, Schriftsachen, ja, Schriftdolmetschungen, -übersetzungen (.), diese Übersetzungen.« Ebenso Probleme bereitet der Komplex der translatorischen Tätigkeiten am Telefon, zu denen das Einholen von Auskünften und das Vereinbaren von Terminen zählen. Es wird als »diese telefonischen Aufgaben, äh, genau, diese telefonischen Aufgaben« bezeichnet und nicht als Telefondolmetschen kategorisiert. Auch translatorische Botengänge werden nicht zur Translation gezählt. Diese stellen keine unmittelbar vermittelte Kommunikation dar, könnten aber in einer breiten Definition als verzögerte und dislozierte konsekutive Translation bezeichnet werden, bei der die beiden primären Gesprächspartner*innen sowohl zeitlich

als auch räumlich voneinander separiert sind. Eine befragte Person subsumiert sie unter dem unspezifischen Überbegriff »so Sachen«:

Da waren viel so Sachen. Da haben wir eine neue Wohnung bekommen und mussten uns [bei der Gemeinde] neu anmelden. Ich hab alleine hingehen müssen. Und dann hat mich der Bürgermeister gefragt, warum der Papa nicht selbst kommt. Dann habe ich gesagt: »Ja weil mein Vater taubstumm ist.« Das hat früher so geheißen. »Ja, aber dann kann er ja keine neue Wohnung bekommen.« Und ich war als Kind dann so/: »Ja warum nicht, wir haben ja schon eine Wohnung, warum kriegen wir jetzt keine Wohnung?« Das sind so Sachen.

Auch jene Personen, die erst als Erwachsene in Kontakt mit der Gehörlosengemeinschaft gekommen waren, haben, wenn auch seltener, mit der Kategorisierung gewisser translatorischer Tätigkeiten Schwierigkeiten. Im folgenden Exzerpt schildert eine befragte Person ihren ersten Dolmetscheinsatz im Bekanntenkreis, der insofern aus der Perspektive ihrer heutigen Tätigkeit ungewöhnlich ist, als es sich nicht um Gebärdensprachdolmetschen handelte, sondern um die Technik des Lormens:

[Ich] habe dort für einen Taubblinden gedolmetscht, damals schon, also gedolmetscht, das war eigentlich Lormen, ja es war Dolmetschen, weil die Tagung war in Englisch, und ich habe praktisch in Deutsch gelormt [...].

Diese Aussage deutet darauf hin, dass diese Person das Lormen – eine Kommunikationsform für schriftsprachkompetente Taubblinde, bei der die einzelnen Buchstaben des Alphabets in Form von Punkten und Linien in die Handinnenfläche gezeichnet oder durch Zusammendrücken der Finger angezeigt werden (vgl. Pfau 2012: 524) – nicht eindeutig als Dolmetschen zu klassifizieren vermag. Da es sich beim Dolmetschen mithilfe des Lorm-Alphabets um intralinguale Translation handelt, weckt die eingangs getroffene Zuordnung kurz Zweifel. Erst die Tatsache, dass die Person damals aus dem Englischen ins Deutsche lormte, überzeugt sie schließlich davon, dass es sich um Dolmetschen gehandelt haben muss. Die Ausschnitte aus den Interviews legen nahe, dass die Befragten im Laufe ihrer professionellen Sozialisierung ein normativeres Verständnis von Translation entwickelt haben, das es ihnen nicht (mehr) erlaubt, bestimmte Handlungen darunter zu subsumieren, die sie im Rahmen der habitualisierten Translationstätigkeit als Kinder oder Erwachsene ausführten.

Abgesehen von Schwierigkeiten mit der Klassifizierung und Bezeichnung dieser aus heutiger Sicht untypischen Realisierungsformen fällt des Weiteren auf, dass die Befragten ihre habitualisierten Dolmetschtätigkeiten nur eingeschränkt der Kategorie »richtiges Dolmetschen« zuordnen, zum einen, weil sie bestimmte Merkmale nicht erfüllen, zum anderen, weil sie aufgrund ihres Entwicklungsstandes den Status, die Bezeichnung tragen zu dürfen, noch nicht erreicht haben (vgl. dazu auch

Napier 2021). Dies wird allerdings explizit nur an wenigen Stellen ausgeführt. Das erste Zitat bezieht sich auf Dolmetschtätigkeiten in der Familie, das zweite, das aus einem anderen Interview stammt, auf Ad-hoc-Einsätze im Rahmen einer anderen beruflichen Tätigkeit:

Und ich habe sehr früh mit dem Papa mitgehen müssen, dem Herrn das sagen oder dem das sagen [...]. Das kann man zwar nicht Dolmetschen nennen, ich bin aber eben sehr viel mit meinen Eltern mitgegangen zum Übersetzen.

Ich hab schon, im [Betrieb] hab ich schon/. Wobei ich auch nicht sag, dass das Dolmetschen war.

Die kategoriale Trennung zwischen dem habitualisierten Dolmetschen in der Familie bzw. der beruflichen Ursprungssphäre und dem »richtigen Dolmetschen« wird in einem anderen Interview deutlich, in dem eine Person eine Episode von ihrem ersten Einsatz als Dolmetscher*in bei einer internationalen Konferenz schildert:

Ich glaub, dass das auch ganz ein wichtiger Meilenstein war. Und ich hab dann [...] sogar meiner Mutter einen Tag bezahlt, das war der Donnerstag, weil da ist es um Coda-Themen gegangen, und da hab ich sogar selbst gedolmetscht in einem Bereich, und da hat sie mich das erste Mal gesehen [...]. Nicht als Kind, sondern als [Dolmetscher*in], wirklich auf der Bühne und so.

Meist sind die Äußerungen jedoch nicht explizit, in der Regel wird eine Einschränkung durch Vagheitsmodifikatoren bzw. Heckenausdrücke vorgenommen. So habe man damals »sozusagen«, »quasi« und »unter Anführungszeichen« gedolmetscht, man wusste »irgendwie, was Dolmetschen ist, aber nicht unbedingt, was professionelles Dolmetschen bedeutet«. Durch die häufige Verwendung dieser metasprachlichen Adverbien drücken die Befragten aus, dass der angesprochene Sachverhalt der Kategorie »Dolmetschen« nur teilweise bzw. nur graduell entspricht. Dieses wird im Gegensatz dazu als »richtiges« und »wirkliches« Dolmetschen und noch expliziter als »richtige« und »wirkliche« »Arbeit« bzw. »Dolmetscharbeit« bezeichnet.

Die habitualisierten Translationstätigkeiten haben dementsprechend bestimmte Merkmale, die auf das konventionelle, typische Dolmetschen nicht zutreffen. Es sind auf sozialer Ebene »persönliche Geschichten«, »Freundschaftsdienste« oder »Gefälligkeiten«. Aufgrund dessen ist diese Tätigkeit oft kooperativ und von Reziprozität gekennzeichnet. Es ist ein »Geben und Nehmen«, ein Tausch, und zwar sowohl in der konkreten Situation, in der nachgefragt und Bedeutung somit ko-konstruiert wird, als auch auf einer übergeordneten Ebene, dadurch dass gehörlose Bekannte das Wissen über Gebärdensprache und Gehörlosenkultur weitergeben und somit als »Studienobjekte« für die persönliche sprachliche Weiterentwicklung dienen. In Bezug auf die Qualität ist die Toleranzschwelle hoch, perfekte Leistungen werden weder verlangt, noch können sie geboten werden, man dolmetschte »halt so gut wie möglich«. Zwischen den Gehörlosen und ih-

ren Dolmetscher*innen herrscht ein Naheverhältnis, meist ist der Raum, in dem agiert wird, limitiert und das Themenspektrum eingeschränkt. Sofern extern gedolmetscht wird und die Thematik und die Umgebung fremd sind, kann man sich immerhin der emotionalen Verbundenheit und dem Wohlwollen der gehörlosen Person gewiss sein. Doch auch dieser Schutz ist insofern trügerisch, als er nicht vor Unsicherheiten, Selbstzweifeln und Scham bewahrt:

Mir war es irrsinnig schnell unangenehm, wenn das nicht vollständig war, wenn da etwas gefehlt hat, ohne zu wissen, dass das Dolmetschen ist oder dass das ein Teil des Dolmetschens ist.

Dass die eigene translatorische Tätigkeit die Zugehörigkeit zur Kategorie des »richtigen Dolmetschens« sukzessive erhält, die Mitgliedschaft also gradueller Ausprägung ist, sei abschließend anhand des Zusammenschnitts eines längeren Abschnitts aus einem Interview illustriert, in dem die Entwicklungsstufen a) Dolmetschen als Kind, b) Dolmetschen als Jugendliche*r im Verein, c) erste externe Einsätze und d) quasi-professionelles Dolmetschen herauszulesen sind:

[Anfangs] waren das so Gefälligkeiten, [und im Verein] begannen dann die sogenannten richtigen Dolmetscherarbeiten, sag ich jetzt einmal [...]. Das waren so Vereinsdolmetschungen, das war ganz normales Vokabular: »Herzlich Willkommen, ich freue mich, dass so viele da sind, jetzt ist wieder Muttertag, heuer ist wieder Weihnachten [...], dann machen wir ein Preisschnapsen [...]«, also diese Gratulationen, diese Honneurs und dann das Nichts und dann wieder die Verabschiedung. [...] [D]ann im Zuge der weiteren Arbeit, der richtigen Arbeit, da kommen dann Aufträge von irgendwelchen Vorträgen [...], wo du dir denkst, [...] diese Vokabel kann ich nicht, wie gebärde ich das jetzt? [...] [Z]um professionellen Dolmetschen, auch aber wieder noch immer unter Anführungszeichen, aber zum Beruf jetzt einmal quasi kam ich [Jahreszahl].

Was an dieser Erzählung auffällt, ist der wiederholte Einsatz von Heckenausdrücken und die graduelle Kontrastierung zum »richtigen« Dolmetschen über alle Phasen. Auch ist die berufliche Sozialisierung mit der vierten Phase noch nicht abgeschlossen. Die ersten Aufträge außerhalb von Familie und Verein stellen zwar hinsichtlich ihrer Fachlichkeit, Öffentlichkeit und formellen Beauftragung eine Veränderung und Weiterentwicklung dar, sie sind allerdings noch nicht als berufliche Tätigkeit zu kategorisieren. Und selbst mit dem Ereignis, das für die Person die Zäsur des Eintritts in das Berufsleben markiert, kann die Tätigkeit noch nicht als professionell bezeichnet werden. Es sind noch weitere Stufen zu nehmen. Dass die graduelle Kategorisierung der habitualisierten Translation in einem Spektrum von »laienhaft« bis »professionell« sprachlich schwerfällt, wird auch in folgendem Zitat deutlich:

Aber quasi semi-professionell oder nicht. Aber professionell war ich, so laienhaft und gleichzeitig ein bisschen Geld verdient, das hab ich eigentlich nicht. Also, ich hab nie Geld gekriegt, eigentlich. Und ich hab schon öfters gedolmetscht. So ab 18, 19, 20 immer wieder mal.

In der Terminologie von Harris (2017; siehe Kapitel 2.2), der in Überarbeitung seiner ursprünglichen Konzeption unter Einbezug der Überlegungen Tourys (1995) eine kontinuierliche sprachliche, translatorische und soziale Entwicklung vom »natural translator« zum »native translator beginner« über den »native translator advanced« bis zum »expert translator« vorschlägt, wobei »advanced natives« ebenso wie »experts« dem Übersetzen oder Dolmetschen »professionell«, d.h. erwerbstätig nachkommen können, würden sich die befragten Codas den ersten drei Kategorien zuordnen lassen. Jene Befragten, die ÖGS erst im Erwachsenenalter in Kursen bzw. im direkten Kontakt mit Gehörlosen schrittweise erlernten, wären in Harris' Typologie den »advanced natives« zuzuordnen, da er als Beispiele Literaturübersetzer*innen ohne einschlägige Ausbildung oder bilinguale Studierende, die ehrenamtlich als Translator*innen für NGOs tätig sind, nennt. »Native beginners« hingegen seien mehrsprachige Schulkinder. Problematisch ist die Anwendung dieser Typologie hier zunächst insofern, als auch Nicht-Codas berichten, bereits sehr früh und mit lediglich rudimentären ÖGS-Kenntnissen für Bekannte gedolmetscht zu haben. Diese Personen als »advanced natives« zu bezeichnen, wäre irreführend. In dieser Phase müssten sie den »native beginners« zugeordnet werden, eine Kategorie, die bei Harris bilingualen Kindern vorbehalten ist. Zudem erscheint der Ausdruck »native« im Zusammenhang mit jenen, die ÖGS nicht als Kinder erwarben, grundsätzlich problematisch, als er falsche Konnotationen weckt.

Dies soll nicht bedeuten, dass Harris' Typologie grundsätzlich untauglich oder obsolet ist, sie stellt jedoch im Rahmen der vorliegenden Untersuchung kein hilfreiches Werkzeug dar, da sie die Gegebenheiten nicht zufriedenstellend abzubilden vermag. Dies zeigt, dass die Segmentierung der sozialen Welt kein simples Unterfangen ist und von der jeweiligen Perspektive abhängt. Zum einen benötigen wir Kategorien, um die soziale Welt zu verstehen und über sie zu sprechen, zum anderen müssen durch mentales Isolieren und Dekontextualisieren diskontinuierliche Kategorien aus der lebensweltlichen Kontinuität herausgebrochen werden, die u.U. nicht alle Phänomene adäquat erfassen können (vgl. dazu Kapitel 4.2). Daher wird in der vorliegenden Arbeit habitualisierte Translation zwar als Prozess verstanden, der in erwerbsmäßiger Berufsausübung münden kann, vom Versuch der Bestimmung und Benennung konkreter evolutionärer Schritte wird jedoch Abstand genommen. Allerdings stellen natürliche, vor-professionelle, nicht-professionelle, semi-professionelle, laienhafte u.ä. Tätigkeiten wichtige Praxiskategorien dar, die die Befragten für sich oder andere in unterschiedlichen Phasen ihrer individuellen und kollektiven Verberuflichungsprozesse als diskursive Etiketten und Mittel der Selbstidenti-

fizierung ebenso wie der Abgrenzung von anderen aus unterschiedlichen Motiven ins Treffen führen. Während sie bei der Rekonstruktion der eigenen Historie die Form einer graduellen Klassifikation einnehmen, die nicht auf Ausschluss, sondern auf Entwicklung hinweist, erhalten sie im Zuge des Professionalisierungsvorhaben vermehrt eine kategoriale, hierarchische Ordnung in Form der sich ausschließenden Kategorien »professionell« und »nicht-professionell«, aus der sich, wie in Kapitel 9.5.2.1 ausgeführt wird, dauerhafte Ungleichheitsstrukturen ergeben.

7.4 In Transition – Ankünder von Arbeit und Beruf

Wie die vorangehenden Ausführungen gezeigt haben, praktizieren die befragten Dolmetscher*innen *boundary work*, um ihre habitualisierten Dolmetschtätigkeiten vom »richtigen« Dolmetschen abzugrenzen. Im den folgenden zwei Abschnitten wird ein Blick auf die Merkmale geworfen, die in den Erzählungen eine Transition hin zu Arbeit und Beruf anzeigen.

7.4.1 Eindrücke von Veränderung

Nachdem die Befragten die habitualisierte Kulturform des Dolmetschens als Phase eines Prozesses verstehen, stellt sich die Frage, wodurch sich die Wahrnehmung der Dolmetschtätigkeit sukzessive veränderte. In den Interviews wurden die Befragten bewusst nicht explizit nach Einflussfaktoren befragt, sie sollten lediglich erzählen, wie sich ihre Dolmetschtätigkeit im Laufe der Zeit gestaltete. Aus den Schilderungen lassen sich folgende Merkmale extrahieren.

Die ersten beiden Merkmale sind temporal und beziehen sich auf die Häufigkeit und Regelmäßigkeit der Tätigkeit. Eine Person erzählt, sie wurde aufgrund ihrer Gebärdensprachkenntnisse an ihrer Arbeitsstelle mit der Zeit zum »Mädchen für alles«. Mit voranschreitender Habitualisierung werden die Handlungen durch Wiederholung gewohnter, stabilisierende Tendenzen nehmen zu, und es entwickeln sich konstantere Handlungs- und Beziehungsmuster, die nicht mehr als Ad-hoc-Tätigkeiten, sondern als regelmäßige Aufgaben wahrgenommen werden. Während dieser Prozess bei den meisten kontinuierlich verläuft, stellt er bei anderen durch formale Einrichtung einen abrupten Wandel dar, so z.B., wenn ein*e Lehrer*in an einer Schule zunächst sporadisch und ohne Vereinbarung bei Bedarf mehr oder weniger heimlich »gerufen« und schließlich »offiziell« zum*zur »Schuldolmetscher[*in]« erklärt wird.

Häufigkeit und Regelmäßigkeit zeichnet auch das Dolmetschen als Freundschaftsdienst für eine einzelne gehörlose Person in (Aus-)Bildungszusammenhängen aus, berichtet eine andere befragte Person. In diesem neuen, fremden Setting der Bildung war man mit neuen Herausforderungen konfrontiert, denen man

kreativ begegnen musste. Durch andere statt der gewohnten Räume – in diesem Fall öffentliche Ausbildungsstätten statt organisationseigene Besprechungsräume – weitet sich der soziale Handlungsradius aus und die Affektivitätsfähigkeit der Tätigkeit steigt. Mit der Erweiterung des Aktionsradius ist auch eine erhöhte Sichtbarkeit des Dolmetschens in der Öffentlichkeit verbunden, die Tätigkeit löst Reaktionen von Personen aus, die außerhalb der eigenen sozialen Welten verortet sind und zuvor nie mit Gebärdensprachdolmetschen konfrontiert waren.

Auch die Veränderung des Dolmetschmodus stellt ein Merkmal dar, das einen Wandel der Tätigkeit aufzeigt. Anstatt des gewohnten dialogischen Dolmetschens von Gesprächen erfordern neue Settings die simultane Übertragung langer, komplexer, monologischer Texte in die ÖGS. Die Dolmetscher*innen sind gezwungen, Routinen zu abstrahieren, zu überdenken, zu übertragen oder zu variieren, zu verfeinern und neue Bewältigungsstrategien zu entwickeln. In den Schilderungen werden diese Einsätze zwar u. a. durch den höheren Grad der Formalisierung als »sehr aufregend« und »anstrengend« beschrieben, sie beinhalten aber nach wie vor spielerische und informelle Elemente und werden insofern als »gemischtes Feld« bezeichnet. So war es in dieser Phase auch in der Öffentlichkeit durchaus Usus, sich während einer Dolmetschung, »über irgendetwas Privates [zu] unterhalten [...], weil es [der Inhalt des Vortrages] uns grad nicht gefreut hat.« Die Trennung von Beruflichem und Privatem »war nicht so streng«, wurde jedoch im Verlauf des Professionalisierungsprojektes zu einem Gebot: »Das dürftest du ja heute gar nicht mehr laut sagen.«

Ein weiteres Entwicklungsmerkmal stellt die Erweiterung der Dolmetschtätigkeit auf einen größeren Personenkreis von Gehörlosen dar, die man weniger gut oder gar nicht kannte. Fremde Räume und fremde Personen lösten sowohl bei Codas in ihrer Jugend als auch bei den anderen Befragten nun häufiger Gefühle von Unsicherheit und Angst aus, insbesondere, wenn Menschen sich so verhielten, als wäre man eine »richtige Dolmetscherin«. Im schlimmsten Fall geriet man in Situationen, die man nicht bewältigen konnte. Dies resultierte in Überforderung und vermochte heftige Schamgefühle auszulösen, etwa wenn man Gehörlose oder Hörende nicht verstand, eine Dolmetschung inhaltlich misslang und man den eigenen und fremden Ansprüchen nicht genügte. Im besten Fall meisterte man eine als viel zu schwierig empfundene Aufgabe, was oft von überschwänglicher Freude und großem Stolz begleitet war.

Diese späte Phase der habitualisierten Translation geht in eine Phase der Transition über. Diese äußert sich, neben einer Zunahme der bereits besprochenen Merkmale, in einer zunehmenden Freude an der Tätigkeit und einer gleichzeitig wachsenden Unsicherheit über die eigene Position und deren soziale Konsequenzen. Einerseits möchte man nicht als »richtige Dolmetscherin« wahrgenommen werden, um sich vor Kritik oder Sanktionen zu schützen, andererseits ist man gekränkt, wenn man geringschätzig als »liebes Fräulein« angesprochen wird, das »dem ar-

men Gehörlosen«, der sich zuvor allein zurechtfinden musste, nun helfend zur Seite steht. Ein erstaunlich explizites Beispiel für das Rollendilemma in dieser transitorischen Phase liefert eine befragte Person, die ihren ersten Einsatz bei Gericht mit einem »Begleitschreiben« ihres Arbeitgebers antrat, in dem ihr attestiert wurde, kein*e richtige*r Dolmetscher*in zu sein.

Das Dolmetschen wird aufgrund dieser Veränderungen von den Akteur*innen zunehmend als Arbeit wahrgenommen. So schildert eine der befragten Personen ihren ersten »offiziellen« Auftrag wie folgt:

Das war für zwei Tage, und da habe ich das erste Mal mitgekriegt, wie interessant das ist. Aber da hab ich auch verstanden, dass das eigentlich eine Arbeit ist. Eben wirklich Arbeit bedeutet.

Bezahlung gab es i.d.R. jedoch keine: »Es war Arbeit, aber kein Beruf.« Die meisten waren in ihren ursprünglichen Berufen tätig, studierten oder versuchten sich mit Jobs über Wasser zu halten: »Ich musste arbeiten, war teilzeitbeschäftigt, weil es gab ja keine Bezahlung.« Die bei manchen stattfindende sukzessive Ablösung der Dolmetschtätigkeit von ihrer ursprünglichen beruflichen Welt auch in Bezug auf die zur Verfügung stehende bzw. eingesetzte Zeit kommt in folgendem Zitat zum Ausdruck:

Da habe ich schlagartig ganz viel gedolmetscht und musste mir dann Tage frei nehmen für's Dolmetschen, das war ja ein Bildungsauftrag, stundenlang alleine, und es gab ja auch nicht wirklich eine Regel dafür, keiner hat mir gesagt, was und wie.

Diese fortgeschrittene Form der habitualisierten Translation wird zwar als eine Phase der individuellen Transition wahrgenommen, aber als nach wie vor weitgehend regellos beschrieben. Es gibt weder normgebende Instanzen noch Folien, an denen sich die Translator*innen orientieren können. Eine Ausdifferenzierung von Wahrnehmungs-, Denk- und Bewertungsschemata setzt zwar auf individueller Ebene ein, wird aber erst durch Kontakt mit anderen Personen, die ähnliche Erfahrungen aufzuweisen haben, konkreter. Erst durch den Austausch mit anderen wird sich das kontinuierlich erfahrene Handeln des Selbst durch Vergleich, durch Wiedererkennung, aber auch durch Abgrenzung zu einem konkreteren, reproduzierbaren und ausweitbaren Handlungsmodell entwickeln und vorläufig verfestigen, wie in Kapitel 8 ausgeführt wird. Zunächst soll allerdings als letztes zentrales Merkmal der Transitionsphase die sukzessiv einsetzende Bezahlung sowie die Rolle der Medien bei der Sichtbarmachung der Tätigkeit behandelt werden.

7.4.2 Transformation von Gabe in Ware und die Macht der Medien

Dass translatorische Tätigkeiten bereits Generationen vor den befragten Gebärdensprachdolmetscher*innen finanziell vergütet wurden, wurde bereits ausgeführt. Dies betraf allerdings zunächst nur einen eingeschränkten Kreis legitimer Einzelpersonen und eine klar definierte Sphäre: das Dolmetschen bei Gericht. Die Personen, die im Rahmen der heteronom organisierten Translationstätigkeit als Dolmetscher*innen und Sachverständige für das Gericht fungierten, waren zuerst Taubstummenlehrer und später auch Codas, die aus dem Feld der durch Verbände autonom organisierten Translation von den Gerichten rekrutiert wurden (siehe Kapitel 6.3.1.3). Aus der Perspektive der heteronom organisierten Translation lag der Bedarf für die Dolmetschtätigkeiten nicht bei Gehörlosen, sondern auf Seiten der Gerichte.

Anders gestaltete sich die Situation im Bereich der autonom organisierten Translation, deren Akteur*innen großteils in der »gehörlosen Welt« sozialisiert wurden (siehe Kapitel 6.3.2). Obwohl Gehörlosenvereine und -verbände Codas aufgrund ihrer kulturellen und persönlichen Nähe favorisierten, wurde gezeigt, dass manchmal auch Personen aus anderen sozialen Welten, wie der Schule oder der Kirche, mit diesen Tätigkeiten als zusätzliche Dolmetscher*innen oder »Hilfsdolmetscher*innen« betraut wurden. Durch eine bewusst herbeigeführte Überlappung der Welten versprach sich die Gehörlosengemeinschaft Einblick in die Tätigkeit der »hörenden Welt« und damit ein gewisses Maß an Kontrolle. Aus der Perspektive der Verbände lag der Bedarf der Dolmetschtätigkeiten bei den Gehörlosen, und Codas stellten aufgrund der erwarteten Loyalität zur Community ein verlässliches Mittel dar, die eigene Position adäquat zu vertreten. Über die Form der Bezahlung der Vereinsdolmetscher*innen gibt es nur wenig verlässliche Informationen, da die Archive der Vereine und Verbände nicht in geordneter Form vorliegen und Aufzeichnungen z.T. während des 2. Weltkrieges zerstört wurden (Altenaichinger 1953: 1).

Aus Artikeln der *Österreichischen Gehörlosen-Zeitung*⁸ und aus den Interviews mit Personen, die in den 1980er Jahren als Angestellte in den Vereinen in die Fußstapfen ihrer Vorgängerinnen traten, kann geschlossen werden, dass es sich um eine zeitintensive und fordernde Arbeit handelte, bei der die Grenze zwischen der Sphäre der Arbeit und jener des Privaten verschwamm. Die Art und Weise der Beschäftigung dürfte sich von Bundesland zu Bundesland unterschieden haben. Die Dolmetscher*innen waren z.T. bei den Vereinen als Fürsorgerinnen und/oder Sekretärinnen angestellt, andere erhielten trotz zahlreicher Einsätze lediglich »Aufwandsentschädigungen«. Andere wiederum wurden aufgrund ihrer beschränkten Zeit-

8 Wie weiter oben erwähnt, wurden die Jahrgänge 1947–1976 nach Artikeln über das Dolmetschen durchsucht.

ressourcen nur bei Gericht eingesetzt und für »wichtige Besprechungen« und »Jubiläumsfeste« rekrutiert, wobei letztere Tätigkeiten einmal ehrenamtlich durchgeführt, ein andermal bezahlt wurden. Bei informellen Einsätzen, wie z. B. Ausflügen oder Führungen, wurde manchmal ein Hut herumgereicht. Daraus kann geschlossen werden, dass es sich bei der autonom organisierten Translationstätigkeit in der Generation vor den Befragten um eine Mischform aus bezahlter Arbeit, sozialem Engagement und Verantwortung gegenüber Familie und Gemeinschaft gehandelt hat. Zieht man die Typologie der Arbeitsorganisation von Taylor (2004; siehe Kapitel 2.2) heran, zeigt sich die große Bandbreite, die fast alle Felder der öffentlich-formellen, öffentlich-informellen und privat-informellen Arbeitsorganisation umfasst (Tabelle 3).

Tab. 3 *Arbeitsorganisation und Vergütung habitualisierter und organisierter Translation*

| VERGÜTUNG | | |
|---|---|---|
| <p>Formelle bezahlte Arbeit in öffentlichem, privatem und ehrenamtlichem Sektor</p> <p>z.B. angestellte Fürsorgerin; Hilfsdolmetscher*in auf Honorarbasis; Dolmetschen bei Gericht</p> <p>ÖFFENTLICH/</p> | <p>Informelle bezahlte Arbeit</p> <p>z.B. Obolus bei Ausflügen oder Führungen</p> <p>ÖFFENTLICH/</p> | <p>Haushalt/ Arbeit in Familie</p> <p>z.B. bezahltes Dolmetschen innerhalb der Familie</p> <p>PRIVAT/</p> |
| <p>FORMELL</p> <p>z.B. unbezahlte Dolmetschtätigkeiten für Vereine</p> <p>Formelle unbezahlte Arbeit in öffentlichem, privatem und ehrenamtlichem Sektor</p> | <p>INFORMELL</p> <p>z.B. unbezahltes Dolmetschen für Freunde und Bekannte</p> <p>Informelle unbezahlte Arbeit</p> | <p>INFORMELL</p> <p>z.B. unbezahltes Dolmetschen in der Familie</p> <p>Haushalt/ Arbeit in Familie</p> |
| KEINE VERGÜTUNG | | |

Lediglich das Feld der bezahlten Arbeit in der Familie kann aus den vorhandenen Daten nicht rekonstruiert werden. Allerdings berichten Codas, für Dolmetschtätigkeiten in der Familie gelegentlich mit Schokolade oder anderen Geschenken belohnt worden zu sein.

Dass die Bezahlung anfangs auch bei angestellten Fürsorgerinnen gering gewesen sein muss, ist einem Artikel der *Österreichischen Gehörlosen-Zeitung* zu entnehmen:

Zum Schluss wurde noch mitgeteilt, daß wegen der Gnadenpension für unsere Dolmetscherin, Frau H. Bergold, wenig Aussicht besteht. Man scheint für ihre 50jährige Dolmetschertätigkeit recht wenig Verständnis zu besitzen. (Opitz 1955b: 5)

Einem weiteren Artikel ist zu entnehmen, dass Frau Bergold aufgrund von Zeitversäumnis einige Male ihren Arbeitsplatz verlor (F.H. 1953: 2), was darauf hindeutet, dass sie der Dolmetschtätigkeit, die seit 1903 belegt ist, über viele Jahre neben ihrem Beruf nachging. Bergold war seit 1929 geschäftsführende Sekretärin des Vereines WITAF, es ist allerdings nicht anzunehmen, dass sie vollbeschäftigt war. Insofern ist es nachvollziehbar, dass sie anlässlich der Feierlichkeiten zu ihrer Pensionierung neben anderen Präsenten auch zahlreiche Geldgeschenke sowohl von Vereinsobmännern als auch vonseiten der Behörden erhielt (vgl. B.H. 1953: 1).

Von den befragten Dolmetscher*innen wurden fünf Personen im Laufe der 1980er Jahre, vor Einsetzen des gemeinsamen Professionalisierungsprojektes, gerichtlich vereidigt und somit im Rahmen der heteronom organisierten Translation bezahlt. Der Impuls, die Dolmetschtätigkeit durch Ansuchen um Eintragung in die »Dolmetscherliste für die Taubstummensprache« zu institutionalisieren, wurde bei einer Person von der Schule, an der sie tätig war, gesetzt, zwei Personen wurden von ihren Arbeitgeber*innen dazu verpflichtet, als sie ihre Arbeit in einem Gehörlosenverein antraten, und zwei weitere Personen sahen sich aufgrund der steigenden Nachfrage Gehörloser nach Dolmetschdiensten und deren Klagen über bereits beeedete Dolmetscher*innen dazu veranlasst. Das Einsetzen der Bezahlung von Dolmetschtätigkeiten, die nicht bei Gericht oder im Rahmen eines Angestelltenverhältnisses als Zusatzaufgabe durchgeführt wurden, verlief in verschiedenen Settings unterschiedlich, war ungeordnet und oblag oft der eigenen Überzeugungsarbeit. Dies ist insofern nicht verwunderlich, als es keine Zuständigkeiten, wenig Erfahrung und keinerlei Bewusstsein über diese Arbeit gab, zumal Gehörlose als Behinderte wahrgenommen wurden und ÖGS weniger als natürliche Sprache denn als Hilfssystem. Die Gehörlosen selbst hatten bislang für persönliche Zwecke nur selten Dolmetscher*innen zur Verfügung gehabt. So das der Fall war, fiel die Tätigkeit in den Bereich der habitualisierten Translation, manchmal wurde dem Dolmetscher bzw. der Dolmetscherin als Dank ein Obolus zugesteckt. Bestenfalls wurde der Kommunikationsbedarf mit der hörenden Welt im Rahmen der autonom organisierten Translation über die Vereine abgewickelt. Es gab allerdings auch einzelne Dolmetscher*innen, die ihren Lebensstandard durch nebenberufliche Dolmetschtätigkeiten aufzubessern suchten und Gehörlose finanziell unter Druck setzten (siehe dazu Kapitel 8.2).

Der Bedarf an Dolmetscher*innen stieg vonseiten der Hörenden wie der Gehörlosen stetig. Die Befragten berichten, immer häufiger zu Einsätzen bei Ämtern und Behörden, in Krankenhäusern, aber auch in Firmen, in denen Gehörlose arbeiteten, gerufen worden zu sein. Zudem begannen Gehörlose bei Fachveranstaltungen, etwa im pädagogischen Bereich, teilzunehmen und wurden dazu eingeladen, selbst Statements abzugeben, Vorträge zu halten oder bei Diskussionen mitzuwirken. Auch im Bereich der Aus- und Weiterbildung musste zunehmend gedolmetscht werden, nachdem sich eine junge Generation Gehörloser nicht mehr mit den für Gehörlose ehemals vorgesehenen Standardberufen wie Schneider*in oder Tischler*in zufriedengab, sondern individuell über den Ausbildungs- und Berufsweg entscheiden wollte und in diesem Zusammenhang auch höhere Bildung anstrebte (vgl. Burghofer/Braun 1995).

In der Phase der Transition wurde die gleiche Leistung einmal bezahlt, ein andermal gab es dafür kein Honorar, manchmal bestand die Möglichkeit mit Gehörlosenvereinen oder Institutionen zu verhandeln. Auch die Dolmetscher*innen selbst vertraten keine eindeutige Position und hatten keine Vorstellung von einer angemessenen Entlohnung. In gewissen Situationen war es für die Akteur*innen selbstverständlich, im Rahmen ihrer habitualisierten Translationstätigkeit ohne Vergütung zu dolmetschen, in anderen Zusammenhängen sahen sie ihre Arbeit als nicht in gebührender Weise entlohnt und manchmal waren sie über ein unerwartetes, nahezu unangemessen hohes Honorar erstaunt. Je institutionalisierter der Rahmen war, in dem gedolmetscht wurde, desto eher wurde eine Vergütung wahrscheinlich. Das betraf wie schon zuvor Gericht und Polizei, später auch Führerscheinprüfungen, psychologische Tests oder Gespräche bei Sozialversicherungsträgern. In einer Grauzone bewegten sich Einsätze in beruflichen Zusammenhängen sowie im Rahmen der Aus- und Weiterbildung Gehörloser. Vertreter*innen des »Invalidenamtes« – das spätere Bundessozialamt (BSB) und heutige Sozialministeriumservice (SoMS) –, das als Verwaltungsbehörde mit Landesstellen in den einzelnen Bundesländern u. a. für Fragen der Behinderteneinstellung zuständig war (siehe Kapitel 9.5.3), sahen sich bei »Betriebsbesuchen« oder »Kündigungsverhandlungen« immer häufiger mit Kommunikationsproblemen konfrontiert und begannen sich an Dolmetscher*innen zu wenden, die sie aus der Gehörlosengemeinschaft kannten. Auch wenn zunächst noch kein gesondertes Budget für diese Kosten vorgesehen war, waren sich einzelne Vertreter*innen der Behörde zunehmend bewusst, dass es sich um Arbeit handelte, die entlohnt werden sollte. So bemühten sich einzelne Landesstellen in dieser Phase des Umbruchs häufig um individuelle Lösungen.

Trotz dieser langsamen, aber merklichen Veränderungen in sozialen Welten, in denen Gehörlosigkeit kein unbekanntes Phänomen darstellte, wurde man bei »privaten« Terminen einzelner Gehörloser von den hörenden Gesprächspartner*innen auch weiterhin als Familienmitglied, Freund*in oder persönliche*r Begleiter*in wahrgenommen. Bei Besuchen von Ämtern, Ärztinnen oder Ärzten, Hausversamm-

lungen u.Ä. konnte davon ausgegangen werden, dass die Arbeit nicht bezahlt wird. Unter jenen Dolmetscher*innen, die sich erste Gedanken darüber machten, diese Tätigkeit in Zukunft beruflich auszuüben, wurde der Wunsch nach materieller Sicherheit immer größer und die Situation immer unbefriedigender, wie folgende Aussagen aus zwei Interviews illustrieren:

Da habe ich schon so irgendwie so ein Berufsbild im Hinterkopf gehabt, es war aber irrsinnig schwierig, irgendwo angestellt zu werden oder Geld zu lukrieren.

Wenn ich arbeite, dann muss ich einfach um ein Geld arbeiten, mit dem ich halt auch leben kann. Und dann hab ich gesagt, der Bedarf ist ja da, der Bedarf ist ja da, es muss nur jemand zahlen.

Der Wandel der Wahrnehmung des Gebärdensprachdolmetschens von freiwilliger Unterstützung zu finanziell zu vergütender Leistung ging demnach nur schleppend voran. Eine Zäsur in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Gehörlosigkeit, Gebärdensprache und Dolmetschen erbrachten schließlich Mitte der 1980er Jahre zwei länger- bzw. langfristige Dolmetschaufräge mit großer Breitenwirkung in für Gehörlose damals noch ungewöhnlichen Zusammenhängen: Theater und TV.

Dabei handelte es sich um die Aufführung des Theaterstücks *Gottes vergessene Kinder* von Mark Medoff zunächst in Innsbruck und anschließend in Wien und Graz sowie die Entscheidung des Österreichischen Rundfunks, die *MiniZIB*, eine Nachrichtensendung für Kinder, einmal im Monat in ÖGS dolmetschen zu lassen. Diese Dolmetschungen sind untrennbar mit zwei Personen verbunden, Brigitte Schlechter (später *Vozu*) und vor allem Brigitta Mikulasek, die durch ihre Öffentlichkeitsarbeit und Sichtbarkeit als ÖGS-Dolmetscherin Bekanntheit erlangte. Für Brigitta Mikulasek begann mit ihrem achtmonatigen aus ihrer Sicht gut bezahlten Einsatz »als Souffleuse und Dolmetscherin für die Gebärde«⁹, wie die Bezeichnung in ihrem Vertrag¹⁰ lautete, ihr berufliches »Coming-out«. Nachdem das Stück zunächst 1981 am Düsseldorfer Schauspielhaus mit der gehörlosen Schauspielerin Ingeborg Podehl in der Rolle der Sarah uraufgeführt worden war, tourte es mit derselben Schauspielerin 1983 nach Innsbruck, wo Brigitte Schlechter für die Vorbereitungen engagiert wurde. Insbesondere die Aufführung am Wiener Volkstheater löste eine Beschäftigung mit Gehörlosigkeit, Gehörlosenkultur und Gebärdensprache in der Öffentlich-

9 Die Unsicherheit über die Bezeichnung der Tätigkeit zeigt sich auch in den Arbeitsbestätigungen, einmal wird sie als »Gehörlosendolmetsch« (D-Dok 5: 1985), einmal als »Gehörlosendolmetscherin« (D-Dok 6: 1986) bezeichnet.

10 Laut Dienstvertrag sollte sie mit den hörenden Schauspieler*innen, insbesondere dem hörenden Hauptdarsteller, die ÖGS-Texte einstudieren, bei den Proben dolmetschen und während der Aufführungen soufflieren. Zusätzlich dolmetschte sie gegen Honorar Einführungen für Gehörlose, Diskussionen nach dem Stück sowie Interviews mit der gehörlosen Schauspielerin für diverse Medien (D-Dok 1: 1984).

keit aus. Verschiedene Formate wie *ZiB Kultur*, *Wir* oder *Club 2*¹¹ nahmen das Thema auf, man diskutierte – oft kontrovers, da die Schule sich vehement gegen die Verwendung der ÖGS aussprach und auch die Gehörlosenfunktionär*innen nicht an einem Strang zogen. Brigitta Mikulasek wurde, manchmal auch sekundiert von ihrer Schwester, als Dolmetscherin eingesetzt und berichtet von »diesem schlimmen Club 2«, bei dem sie in der Doppelrolle als Dolmetscherin für Ingeborg Podehl und gleichzeitig »Kind gehörloser Eltern, also Betroffene« auftreten musste, von inhaltlichen Kontroversen, Rollendilemmata und technischen Problemen.

Der Entschluss des ORF, die *MimiZIB*, die von 1985 bis 1997 täglich am Nachmittag ausgestrahlt wurde, in ÖGS dolmetschen zu lassen, verhalf der ÖGS und dem Gebärdensprachdolmetschen zu regelmäßiger Sichtbarkeit. Gleichzeitig war es ein weiterer Schritt, das Dolmetschen als berufliche Tätigkeit und bezahlte Leistung wahrzunehmen. Teletext gab es bereits seit Anfang 1980, im Dezember 1980 wurden Untertitel für Hörgeschädigte über Teletext eingeführt (Müller 1987; Kurz/Mikulasek 2004: 83). Durch den im Zuge dessen entstandenen Kontakt einiger Mitarbeiter*innen des ORF zur Gehörlosengemeinschaft und die Tatsache, dass diese »immer lauter« wurde, startete man den Versuch, die zehnminütige Nachrichtensendung für Kinder jeden ersten Donnerstag im Monat dolmetschen zu lassen. Als Dolmetscherin wurde die dem ORF bereits bekannte Brigitta Mikulasek engagiert. Die Tatsache, dass sie aus technischen Gründen im Studio direkt neben der Sprecherin bzw. dem Sprecher saß und die moderierten Abschnitte der Sendung dolmetschte, hatte nicht zu unterschätzende Auswirkungen auf die Wahrnehmung Gehörloser »als vollwertige Menschen mit einer richtigen Sprache, als jemand, der einfach nur Sprachmittler braucht«, wie Mikulasek ausführt. Gleichzeitig weckte die starke Präsenz der Dolmetscherin auch Unmut bei einigen Präsentator*innen. Die Erzählung über diese ersten Dolmetschungen im Fernsehen zeugt von sprachlichen, translatorischen, technischen und zwischenmenschlichen Problemen. Die Einsätze waren auch in Anbetracht des großen Publikums mit Unsicherheit verbunden, auch wenn die Reaktionen der Gehörlosen als durchwegs positiv geschildert werden. Das Lob und die Wertschätzung der Gehörlosen und den Stolz auf »ihre Dolmetscherin« bringt sie weniger mit der Qualität ihrer Leistung in Verbindung als damit, dass Gebärdensprache nunmehr einen fixen Platz im öffentlich-rechtlichen Fernsehen hatte und ihre Präsenz am Bildschirm die Anliegen der Gehörlosen zu unterstützen imstande war.

11 »Endlose Stille – die Welt der Gehörlosen«, Gastgeber Adolf Holl, Ausstrahlung am 27.11.1984. Mit: Ingeborg Podehl, Schauspielerin; Trude Dimmel, Generalsekretärin des *Österreichischen Gehörlosenbundes*; Andreas Ceska, Pantomime; Brigitta Mikulasek, Gehörlosendolmetscherin; Gottfried Ringli, Gehörlosenpädagoge; Heinz Gruber, Unterrichtsministerium (D-Dok 2: 1984; D-Dok 3: 1984). Zum Ablauf der Sendung *Wir* siehe D-Dok 4: 1984.

Beide Einsätze – das Theaterstück ebenso wie die *MiniZIB* – trugen wesentlich zu einem erwachenden Interesse an Gebärdensprache und Gehörlosigkeit bei und zogen weitere öffentliche Einsätze in den Medien nach sich. Brigitta Mikulasek wurde »fernsehberühmt« und Vorbild für nachfolgende Generationen von Dolmetscher*innen, wie die Gespräche mit ihren Kolleg*innen zeigen. Eine noch größere Auswirkung auf die Sichtbarkeit und den Status des Gebärdensprachdolmetschens hatte schließlich ab 1996 das Format *Wochenschau*, zumal die sonntags um 13.05 Uhr auf ORF 2 und 3sat ausgestrahlte Sendung an ein erwachsenes Publikum gerichtet war. Sie bot einen zusammengefassten Rückblick über politische, wirtschaftliche, kulturelle, sportliche und gesellschaftliche Ereignisse der jeweilig vergangenen Woche und wurde ab 1996 dreizehn Jahre lang einmal im Monat mit ÖGS-Dolmetschung ausgestrahlt. Bei der *Wochenschau*, die am Tag vor der jeweiligen Ausstrahlung aufgezeichnet wurde, saß die Moderatorin bzw. der Moderator vorne rechts im Bild, während die Dolmetscherin – Brigitte Vozu war zusätzlich engagiert worden – links davon stehend und etwas im Hintergrund positioniert war (vgl. Prillwitz 2000: 244; Kurz/Mikulasek 2004).¹²

Neben den in Kapitel 7.4.1 besprochenen Merkmalen war es demnach auch der einsetzenden Bezahlung und vor allem der Medienpräsenz geschuldet, dass die habitualisierte wie die organisierte Praxis des Gebärdensprachdolmetschens Veränderungen erfuhr. Lag in Kapitel 7 der Schwerpunkt auf der Rekonstruktion von Mustern in Bezug auf die individuelle Herkunft und Sozialisation der Akteur*innen, richtet sich der Blick nun auf die ersten Begegnungen und die Entwicklung kollektiver Perspektiven.

12 Ab 21. Jänner 1985 wurde die *Zeit im Bild 1* um 19.30 Uhr täglich live untermittelt (ORF 2011), seit 5. Juli 2004 werden tägliche Live-Dolmetschungen der *ZIB 1* in ÖGS ausgestrahlt (vgl. Dotter et al. 2019).

